

N^o 27

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Das Balkanreehen	1
Der Kampf um Gains. Von Samuel Gänger	3
Nachmittag in Florenz. Von Otto Julius Bierbaum	14
Die Tuffschicht. Von A. G. Wells	19
Grünenkirchen & Co. Von Leben	20
Gegel. Von Dmitrij Merezhkowski und H. G.	20

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1909.

Die Hypotheken-Abteilung des
Bankhauses Carl Neuburger,
 Kommandit-Ges. auf Aktien. Berlin W. 8, Französischestr. 14.
Kapital: 5 Millionen Mark
 hat eine grosse Anzahl vorzügl. Objekte in Berlin u. Vororten zur hypothek. Beilehung zu
 zeitgemässen Zinssätzen nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei.
 9-4 Uhr.

Mampes Gute Stube
 gegenüber Untergrundbahnhof Friedrichstrasse.
Vornehmste Litor-Stube der Reichshauptstadt.
 Extrafine Litor- und Brühwürst-Weine.

Hotel Esplanade
 Berlin Hamburg
 Neu eröffnete Häuser ersten Ranges
 — Restaurant im vornehmsten Stil —
 Grill-room Five o'clock tea

Neues Schauspielhaus Nollendorfsplatz
Grand Hotel Excelsior Anhalter Bahnhof
Erstklassige Wein- u. Bierrestaurants

EXCELSIOR
 Café-, Wein- u. Bier-Restaurant. Friedrichstrasse 67,
 Taubenstr. 15 u. Mohrenstr. 49.



*Treffpunkt der
 Weinkenner!*

Alle Waffen
 sind

staatlich
 geprüft!



Reibig 25
 umsonst u. portofrei.

Sämtliche existierende, bezüglich exakter Arbeit
 und vorzüglicher Schussleistung unübertroffene
Schusswaffen als Jagd- u. Scheibengewehre,
 automatisch, Repetier-Büchsen
 u. Pistolen, Luftwaffen, Teschins, Revolver sowie
 sämtliche Jagdgerätschaften liefert die

Deutsche Waffenfabrik Georg Knaak
 Berlin SW. 48, Friedrichstrasse 243-241.

Hamburg.

HAMBURGER HOF

Weltbekanntes Haus. Herrliche Lage a. d. Alster
 Zimmer mit Bad, W. C. u. laufend. Wasser.

Feine Französische Küche
 Neue Direktion.

—lich renoviert

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.



Siebenundsechzigster Band.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

1909.



4007

Inhalt.

Abolphe	247	Ernst, Paul	316
Agram f. Hochverrath.		f. a. Generation, die jüngere.	
Arbeit und Spiel	431	Eyd & Straffer	444
Auswanderung	405	Fahrt, die, ins Blaue	103
Baalchem f. Tragoedie.		Faßensfreuden	112
Balkanrennen	1	Fee, die, der Freiheit	399
Banken und Gesellschaften f.		Finanzreform und Kredit	335
Faßensfreuden.		Florenz f. Nachmittag.	
Begriff, Idee, Ideal	274	Fortunatus	229
Berliner Handelsgesellschaft f.		Freiheit f. Fee.	
Eyd & Straffer.		Gedichte	472
Bethmann f. Posadowsky.		Geisenkirchen & Cie.	26
Bismarck und Bleichröder f.		Generation, die junge	59
Judenfrage.		Getreidehandel f. Chicago.	
Blod, der	81	Gogol	29
Briefe, zwei	74	Gräber im Sande	145
Briefe, vier	368	Gulliver	201
Brigantaggio	437	Hansa	476
Bülow f. Blod f. a. Fortunatus		Harden f. Prozeß Roltke-	
f. a. Holstein.		Harden.	
Chicago	146	Hebbel f. Generation, die	
David, J. J.	288	junge.	
Depeſchenzeitung	256	Hochverrath in Agram	343
Depositen f. Reichskassanferamt.		Hoffmanns Werk	294
Dichter f. Kaiser.		Holstein	375
Disjunktur	115	Holstein II	413
Dreadnought	43	Jagden-Besteuerung f. Briefe 369.	
England und Deutschland f.		Jgel, der Fall	303
Dreadnought.		Ingenieur-Brief	370
Entdeckungen	349	Ingenieurnoth	447
Erbſchaftsteuer f. Vermögens-		Judenfrage	213
konſtitution.		Judenthum, das amerikaniſche	281

Jugend, an die	427	Richterbesoldungsgeſetz ſ.	
Kaiſer und Dichter	463	Brieſe 368.	
Kampf, der, um Laine	3	Richtſhofen ſ. Bez.	
Kaplanſelenb	348	Rilke, Rainer Maria	434
Karfreitagſlegende	65	Scirocco	291
Kinderſelbſtmorde ſ. Brieſe 74.		Selbſtanzeigen . 57, 108, 208, 254, 474	
Kohlenzoll	410	Servaes, Franz ſ. Generation,	
Kondottiere, der letzte	48	die junge.	
Kraft und Stoff im Haushalt der		Shakespeare, ein neuer deutſcher . .	128
Natur ſ. Lehre, die, vom Be-		Sonnenwinde	449
ben.		Soziologie des Erkennens	236
Kredit ſ. Finanzreform.		Steſſer, Hermann	360
Kunſt fürs Volk	392	Stenographiſcher Bericht Prozeß	
Lehre, die, vom Leben	383	Molke wider Harden	149
Bez. Richtſhofen	364	Steuern, die	339
Lido, auf dem	313	Laine ſ. Kampf.	
Luſtſchiffahrt, die, und das Recht .	121	Leutſch, Daniel Georg ſ. Brieſe 77.	
Luſtſchlaſt, die	19	Lhyſſen ſ. Seifenſiriken & Cie.	
Marokko ſ. Holſtein.		Lragoebie, die, des Baalſchem . . .	91
Martinez, Marguliu	327	Lroß	405
Matkowsky	220	v. Lſchirſky ſ. Holſtein.	
Molke ſ. Prozeß.		Lürkſchroth	197
Nachmittag in Florenz	14	Vermögenskonſtation	259
Nordau, Rag ſ. Laine.		Verſe	104
Norddeutſcher Lloyd ſ. Wiegand.		Was wir geſtatten	470
Obſtiggeſellſchaft ſ. Brieſe	373	Werthpapiere, Beſteuerung ſ. Bez	
Pinguine, die	133	Richtſhofen.	
Pofadowsky zu Beihmann, von . .	265	Werthzumachs	216
Prozeß Molke wider Harden 149, 448		Wiegand	71
Reichsbankſenat, ein	299	Wirthſchaftſbelastung	480



Berlin, den 3. April 1909.

Das Balkanrennen.

Edward hat versucht:

- a) Oesterreich einzuschüchtern
(Helfer: Mensdorff in London, Tscholtsch in Petersburg, Barrère in Rom)
- b) Deutschland aus dem letzten Bündniß zu locken
(Mittel: Konferenzschrecken, Besuch in Berlin, Marokkovertrag)
- c) Dadurch als unzuverlässig und muthlos zu erweisen und
- d) auch in Osteuropa völlig zu isoliren
(nächste Ziele dann: franko-deutsche Versöhnung; Rumänien nach Karls Tod und Dänemark mit der starken Seefestung unter Briteneinfluß)
- e) Rußland einen Erfolg zu schaffen, der Britanien nichts kostet
(Mittel: Diplomatischer Russensieg über den austro-deutschen Bund)
- f) Rußland in Südosteuropa, wie in Ostasien, den Weg zu sperren
(Mittel: Meerengenverschuß, Stärkung der Türken und Balkanslaven)
- g) Den Musulmanen die britische Hegemonie zu beweisen und sie
- h) zum Schuß Indiens um den Union Jack zu schaaren.

hat erreicht: Die erste sichtbare Niederlage seines Regentenlebens.

Tscholtsch hat versucht:

- a) Rußland als genesen und zur Aktion fähig zu zeigen
- b) Der russischen Flotte die Meerengen zu öffnen
- c) Rußlands Prestige auf dem Balkan wiederherzustellen
- d) An Wertheim die Hinte, an Bülow die Abfuhr zu rächen.

hat erreicht: Den Ruf eines böshast wüthenden Narren.

Clemenceau hat versucht:

- a) Zwischen Englands und Rußlands Wünschen sich durchzuschlängeln
- b) Die nach Osteuropa verliehenen Milliarden zu schützen
- c) Die Kriegsgefahr zur Minderung innerer Schwierigkeit zu nützen
- d) In Edwards Concern zu bleiben, ohne ihm Etwas zu leisten
- e) In der Wirrnis Frankreichs Herrschaft über Marokko zu sichern
- f) Briten, Slaven, Türken sich als starken Freund zu empfehlen
- g) Dem Deutschen Reich ein zweites Algesiras zu bereiten.

hat erreicht: Alles sub a, b, c, d, e; nichts sub f und g.

Tittoni hat versucht:

- a) Den Anspruch auf italienischen Balkanbesitz anzumelden
- b) Erweisliche Wahlhandlung zu meiden und
- c) sich den Weg (oder Rückweg) ins Lager des Sieges offen zu halten.

hat erreicht: Was er wollte (wenn die Dreibundpartner blind bleiben).

Aehrenthal hat versucht:

- a) Franz Josephs Abend mit dem Ruhm des Reichsmehrerers zu erhellen
- b) Franz Ferdinands Morgen von der Pflicht zurascher Expansion zu entlasten
- c) Oesterreichs Recht auf aktive Politik vor dem Thronwechsel zu sichern
- d) Das Selbstbewußtsein der verstimten Völker zu stärken
- e) Habsburg durch einen Südostruß gegen Magyarentrop zu schützen
- f) Rußlands Ohnmacht auch im europäischen Orient zu erweisen
- g) Minen vor die Balkanlüste der Adria zu streuen
- h) Serben und Bulgaren den Glauben an Rußland und Italien zu nehmen
- i) Vom berliner Schlepptau loszukommen und laivfrei zu werden.

hat erreicht: Alles (nur um höheren Preis, als er gehofft hatte).

Bülow hat versucht:

- a) Zu zeigen, was er in der Aera der „Zurückhaltung“ vermag; und
- b) daß ihm zu tapferer Politik vorher nur die Freiheit fehlte
- c) Den Glauben an Deutschlands Macht, Muth, Treue zu erneuen
- d) Den Bund der Westmächte da zu lockern, wo der Knoten nie fest war
- e) Die Katholiken durch den Kampf für Oesterreichs Recht zu versöhnen
- f) Den Balkanlärm zu stiller Bestattung der Scherenschnitzmach zu nützen
- g) Den Blick der Nation von der Hauptgefahr, dem Flottenfieber, abzulenken
- h) Als gekrönter Sieger erst den Riß im Block zu enthüllen
- i) Sich als unentbehrlichen Meister der Diplomatie zu bestrahlen
- k) Und als treuesten Vasallen der verkannten Majestät anzutragen
- l) Die Möglichkeit des Bleibens also und guten Abganges vorzubereiten.

hat erreicht: Alles; und den Ruf des bequemsten Dieners wiedererlangt.

Der Kampf um Taine.

I.

Es ist nicht nöthig, ein lautes Geschrei zu erheben, wenn die Kritik das Lebenswerk eines allgemein geschätzten oder gar berühmten Mannes zum Objekt strenger Bergliederung macht. In der Ideenbewegung, die den Kultur- gang begleitet, ist die Kritik ein mächtiger Hebel. Sie schafft dem Leben Geltung. Rücksichtslosigkeit gegen traditionelle Werthe ist oft ihre oberste Pflicht. Denn sie peitscht die produktiven Energien wach und verhindert, daß der Historismus, das Sichabfinden mit Gewissem und nicht selten Verwestem, über das Leben triumphirt. Man kann auf dem Kulturräder nicht bauen, ohne Schutt wegzuräumen. Darüber können nur Romantiker greinen, Menschen mit angenagtem Lebensmuth; Menschen, deren Gehirn bis zur Trübung der Schärfe mit Literatur und Papier angefüllt ist. Nur wünschen wir, daß die kritischen Werkzeuge, um nicht Reichthümer zu zerstören, in gewissenhafte und geweihte Hände gerathen. Es giebt kaum ein größeres Weh, als wenn durch Seelenblindheit echte Seelenwerthe zerstört werden.

Von einem solchen Fall blinder Werthzerstörung will ich hier sprechen. Der sie verübt, ist Max Nordau; ihr leidendes Objekt ist Hippolyte Taine, der Kritiker, Aesthetiker, Philosoph, Essayist, Historiker, Humanist, dem bisher, nach der Schätzung durch Berufene, ein hoher Rang unter den schöpferischen Geistern des neunzehnten Jahrhunderts angewiesen war. Im französischen Schriftthum galt er, bis auf Nordau, als König. Er hatte Gegner; natürlich. Er hatte sie seit den ersten starken Erfolgen als Kritiker und Literaturhistoriker. Er hatte sie als metaphysikfeindlicher Philosoph, der, in dem Buch über die menschliche Intelligenz (*De l'Intelligence*), eine literarisch meisterhafte Darstellung bis auf Erfahrung und wissenschaftliche Thatfachenbearbeitung sich gründenden Positivismus gegeben, aber früher schon gegen die eklektische Buchweisheit Victor Cousins eben so erfolgreich wie energisch Opposition gemacht hatte. Und er hatte sie als Methodiker der Literatur- und Kunstgeschichte. Das war weiter nicht erstaunlich. Dem kritischen Scharfblick konnten die Schwächen seiner berühmten (übrigens von Hegel beeinflussten) Milieutheorie nicht entgehen; denn abgesehen von den schwankenden, ja, nebelhaften Bestimmungen der Begriffe „milieu“, „race“, „moment“, mit deren Hilfe das literarische oder künstlerische Werk erklärt werden sollte, war der Versuch vermessend, naturwissenschaftliche Methoden auf den künstlerischen und literarischen Zeugungsprozeß (das dunkelste Gebiet menschlicher Lebensäußerungen) bei dem heutigen Stande der Psychologie anwenden zu wollen. An dieser *méthode scientifique* nahmen besonders die Künstler Anstoß. Flaubert schrieb nach dem Erscheinen der „Geschichte der englischen Literatur“: „Es giebt etwas Anderes in der Kunst als die

Umgebung, in der sie ausgeübt wird, und als die physiologischen Voraussetzungen des Arbeiters. Nach diesem System kann die Gruppe erklärt werden, niemals aber die Individualität, die besonderen Umstände, die uns zu jenem Besonderen machen. Diese Methode führt nothwendig dazu, daß man sich um das Talent gar nicht kümmere. Das Kunstwerk hat nur noch als historisches Dokument Bedeutung.“ Aber wunderbarlich war und bleibt der titanische Drang des jungen Taine, den Subjektivismus, Impressionismus, Feuilletonismus der Kritik einzudämmen; und kein Kritiker und Literaturhistoriker wird die *Essais de critique et d'histoire* (1838) und die „Geschichte der englischen Literatur“ unbereichert aus der Hand legen. Manchmal ermüdet das mit unerbittlicher Strenge durchgeführte Verfahren, ein literaturhistorisches Problem als Problem der Mechanik behandelt zu sehen. „Hier giebt es“, heißt es in der berühmten Vorrede zur Englischen Literaturgeschichte, „überall nur ein Problem der Mechanik: die Gesamtwirkung ist ein durch die Größe und Richtung der sie erzeugenden Kräfte bestimmtes Kompositum“. Und in der Anwendung mechanisirt dieser methodologische Panzer oft das Unbestimmbare der Persönlichkeit. Aber trotzdem: Taines Studien, wie die über Balzac, über La Bruyère, über Carlyle, über Prosper Mérimée, brachten den theoretischen Gegner zum Bestimmen; statt des verniedlichenden Dilettantismus der Schöngelister wird hier das Lebenswerk einer großen literarischen Persönlichkeit aus den elementarsten Grundkräften ihrer Seele, aus den subjektiven und sozialen Bedingungen ihres Wachsthums mit überwältigender Folgerichtigkeit abgeleitet, so daß es nicht eigentlich erklärt, wohl aber verstanden wird.

Gegner erwarb Taine sich vor Allem, Gegner in allen Lagern, als er, im Zenith seines gefestigten Ruhmes, das Riesenwerk zu schreiben anfang, durch das er einen dauerhaften Nachruhm begründete: die Ursprünge des zeitgenössischen Frankreich. Es kam in zwanzig Jahren heroischer Arbeit zu Stande und blieb ein Torso. Taine war kein „geleiteter“ Historiker, er hatte bis dahin nie in Archiven gearbeitet, er hatte nie historische Quellenkritik getrieben, er mußte für die Aufgabe, wie er sie verstand, sich Methoden ersinnen, wie sein natürlicher Scharfsinn und seine eminente logische Schulung sie ihm eingaben: aber als der erste Band die Presse verließ, bewiesen Stürme jubelnder Zustimmung und entristeter Abwehr, bewies die Erregung aller am öffentlichen Leben bewußt theilnehmenden Franzosen, daß ein Lebensbuch geschrieben war. Kein Buch, bestimmt, in den Katalogen der Bibliotheken zu figuriren oder die rasch verflauende Sensation einer Kunstclique zu sein; kein Buch, das bloßem intellektuellen Arbeitsbedürfniß seine Entstehung dankte; kein der reinen Erkenntnißschäre gehöriges Elaborat, sondern ein Buch, das über das Morgen die Augen öffnet, indem es das Gestern verstehen lehrt. Kurz: ein Lebensbuch. Beim Fortgang der Veröffentlichung wuchs der öffentliche Antheil; nur kamen

bei jedem neuen Bande, der erschien, die Jäger und die Reinsäger aus anderen Lagern. Ein gutes Zeichen für den Werth des Werkes: Taine gehalten nicht aus der verzweigenden und verzerrenden Optik des Parteimannes. Freundschaften lockerten sich, liebgewordene Beziehungen (wie zur Prinzessin Mathilde) zerrissen, der Volksfreund von gestern wird der Volksfeind von heute; aber von Haß und Gunst der Parteiblinde unberührt, entrückt in die erhabene Sphäre seiner als Schicksal empfundenen Aufgabe, lebte der große Schriftsteller hinfort nur seinem Werk.

So hatte dieser Mann wohl Zweifler und Gegner die Fülle, solche aus Instinkt und solche aus Prinzip, aber sie behandeln ihn mit respektvoller Vorsicht und Behutsamkeit; so sucht man sich, bevor man einen Bergriesen fällt, ja auch sorgsam die Stelle aus, an die man die Axt legt. Aber für die große Gemeinde seiner Bejaher war und ist er der Entfessler geistiger Energien, der, mit dem blendenden Scheinwerfer seiner historischen Intuition, die letzte große Weststraße unserer geschichtlichen und geistigen Entwicklung beleuchtete. Das ganze neuere Geschlecht von Literaturhistorikern, Kritikern, Publizisten hat er, nicht nur in Frankreich, mit erzogen; Die gerade, die am Meisten von ihm abwichen und seine Auffassungen und Werthungen ablehnten, denen seine Methodik zu eng erschien, gerade sie haben ihm den Reichtum seiner Auffassung an die Geschichte der Philosophie und der Wissenschaften reichlich gedankt. Ich konstatire jetzt nur; weder prüfe noch beurtheile ich. Neben Ernest Renan stand und steht Taine. Zu beiden Humanisten suchen die neu in die Gemeinschaft der Geister Geborenen ein inneres Verhältniß zu gewinnen. Ihre Lebens- und Weltformeln sind natürlich von der Kritik schon angenagt, Einzelheiten bröckeln ab, aber ihrem Werk, als Einheit genommen, ist der Odem noch nicht entschwunden: noch greift es auf das Leben über. Brunetière (*Evolution de la critique*), Monod (Renan, Taine, Michelet), Jaguet bestätigen dieses Faktum ihres ungeheuren Einflusses. Davon war hier auszugehen.

II.

Ist's nöthig, über Max Nordaus organische Unfähigkeit zur Beurtheilung wissenschaftlicher, literarischer und künstlerischer Vorgänge heute noch Worte zu verlieren? Der Mann war längst gezeichnet, ehe Bernard Shaw die Muße fand, ihn als Falschmünzer der Kritik dem Gelächter der Europäer preiszugeben. Sein Buch über die „Entartung“ ist längst als der frechste Versuch erkannt, die Kulturbaumeister des neunzehnten Jahrhunderts als pathologisch geartete Werthzerstörer abzutun; es wird höchstens noch als abschreckendes Dokument für philisterhafte Ueberhebung, dreiste Moralscheucherei und absolute Kunstfremdheit Nutzen stiften.

Aber sein Urheber lebt noch, wirkt noch; noch spüht seine blinde Zer-

föhrungswuth nach Objecten der Zerfleischung. Kaum hatte daher Nordau (der in Paris lebt) von dem Buch gehört, in dem Professor Aulard von der Sorbonne Taine als Historiker der französischen Revolution (Taine historien de la révolution française) in Grund und Boden kritisiert, als er sich beeißte, die mit aller Vorsicht aufzunehmende Kunstkritik in einen unwiderlegbaren Beweis für Taines Unvermögen als Historiker umzufälschen und in einem Strom aufgeregter Worte deutschen Lesern also zu denuncziren:

„Taine macht glauben, daß er Urkunden gelesen hat, und er hat sie größten Theils nie gesehen und nur in seltenen Fällen flüchtig darin geblättert; er führt Werke von Bouissé, Roder, Bachaumont, Mercier, Boileau an und die von ihm mit scheinbarer Gewissenhaftigkeit angegebenen Seiten enthalten nichts von Dem, worauf er sich beruft; er giebt Stellen zwischen Klammern wieder und sie sind nicht nur von ihm stilistisch geändert, verkürzt, verstümmelt, umgestellt, sondern häufig in ihr Gegentheil umgekehrt; er verbläßt bei jeder Gelegenheit durch Statistiken und sie sind ausnahmslos aus der Tiefe des Gemüthes geschöpft; er faßt zu einem scheinbar realistischen Bild Büge zusammen, die zeitlich um Jahrzehnte, räumlich um den ganzen Durchmesser Frankreichs auseinander liegen; er greift aus Gerathewohl eine einzige Thatfache heraus, erfindet sie auch wohl eigens für seinen Bedarf, nicht ohne sie mit gefälschten Hinweisen in Fußnoten zu begründen, und verallgemeinert sie dreist; er läßt royalistische Geheimagenten der fremden Höfe, wie Mallet du Pan, als Gewährsmänner für Vorgänge gelten, die sich vierzig Meilen von ihnen abgespielt haben; er beruft sich fast nur auf erklärte Feinde der Revolution, die alle Verleumdungen der parteisanatistischen Schandmänner ihrer Zeit zusammentrugen, und hat nie die Gewissenhaftigkeit, ihre boshaften Angaben nachzuprüfen, auch wo Dies sehr leicht war. Mit dieser Methode gelangt er dazu, die Männer, die Frankreichs Geschichte von 1769 bis 1798 geleitet haben, als eine Bande Tummelköpfe, Strolche und Gauner, als Zwitter von Tiger und Affen, als barfüßiges, lesens- und schreibensunkundiges Gefindel und als Taschendiebe und Gurgelabschneider hinzustellen. Wie dieser Auswurf der Menschheit im Stande war, Großthaten zu vollbringen, die den Zeitgenossen die höchste Bewunderung abnötigten, siegreiche Kriege zu führen, weise Beschlüsse zu geben, einen Staat, eine Gesellschaft aufzubauen, die sich durch alle Stürme seit einem Jahrhundert unerschütterlich behaupten: Das versucht er nicht zu erklären. Es konnte nur ein Wunder sein, wenn die Schöpfer der neuen Ordnung wirklich die rohen und verworfenen Bestien waren, die er schilderte. Aulard zeigt, wie Alles mit natürlichen Dingen zugegangen ist. Die Bestien der Revolution sind eine zugleich alberne und nichtswürdige Entfaltung Taines.“

Nordau giebt Dies, mit schmalzender Genußthuung, als die Summe von Aulards Untersuchung, als die Schlussfolgerung dieses Historikers; aber der Leser, der unseres Schriftstellers Stil kennt, wird sofort den Kern von dem unüberhörten übertreibenden Juthaten zu unterscheiden und den objektiven Sachverhalt zu ahnen wissen. Nordau sagt: Aulard hat Taine als bewußten Lügner und Fälscher entlarvt. Aulard sagt: Taines historische Methode war während dilettantisch. Er benutzte Quellen, ohne deren objektiven Werth zuvor unter-

sucht zu haben, beruft sich auf Gewährsleute, die Parteimänner waren, auf Zeugen, ohne deren Glaubwürdigkeit zuvor geprüft zu haben; citirt falsch, lieft falsch, macht falsche statistische Angaben, natürlich nicht aus triebartig wirkender Unaufrichtigkeit, sondern, weil er das Geheimniß wissenschaftlicher Bearbeitung historischer Quellen nicht erkennt und sich zur strengen Objectivität des Historikers nicht erzogen hatte. Das klingt schon anders. Und dann meint Aulard: Taines historische Urtheilungen sind vorschnelle Verallgemeinerungen; unsere Kenntniß der Quellen für die Geschichte der Französischen Revolution ist noch ganz minimal, vorläufig existiren eist die Vorarbeiten zu den Vorarbeiten; und Taine hat zu seinem Riesenunternehmen, zu dem in fünf biden Bänden vorliegenden Fragment der „Ursprünge“ „nur“ zwanzig Jahre gebraucht.

Das ist der springende Punkt in Aulards Kritik des Historikers Taine: das Urtheil über die Französische Revolution ist noch nicht spruchreif. Erst müßte eine unabsehbare Reihe von Aulards die unabsehbare Reihe von Vorarbeiten erledigt haben, ehe wir ein Recht haben, über den historischen Prozeß, den wir mit dem Sammelnamen der Französischen Revolution belegen, eine Meinung zu haben. Aulard spricht als Quellenforscher und Quellenrichter und hat als solcher Recht. Aber der Nachweis, daß Taine kein Archivath war, ist eben so alt wie der, daß seine literarische Methode in den Händen eines interessanten Mannes höchst interessant, aber nicht, im Rärnerinn des Wortes, wissenschaftlich ist. In dem vor zehn Jahren geschriebenen achten Band der von Petit de Julleville herausgegebenen *Histoire de la Langue et de la Literature française* (den der Alleswiffer Max Nordau nicht zu kennen braucht) sagt der bekannte Historiker Seignobos von Taine: „Vorur Taine sich ans Studium der Revolution machte, hatte er nur nach gedruckten Dokumenten gearbeitet, und zwar nach solchen, die die Literatur betreffen. Sein Vorhaben zwang ihn, Materialien jeder Art zu sammeln. So kam er ins Archiv und hat dort den Kausch der Inedita gekostet (wovon die Vorrede zum Ancien Régime ein Zeugnis rührender Naivetät ablegt); dort hat er sich in einen Archivarbeiter verwandelt: aber in einen unzuverlässigen. Er besitzt keine Methode. Bis auf die verworrenen und lidenhaften Angaben an der Spiz: einiger Bände giebt er überhaupt keine Bibliographie. Eben so dilettantisch ist seine Methode der Verweisungen. Ganz abgesehen von der Häufigkeit ungenauer Citate (Taine ist wohl der ungenaueste französische Historiker des Jahrhunderts), sind die Verweisungen am Fuß der Seiten so unordentlich vertheilt, daß man zuerst gar nicht weiß, auf welche Textstelle sie Bezug nehmen. Statt jeder Textstelle die Note zuzuwiesen, die ihr zum Beweis dienen soll, begnügt er sich oft damit, Bündel von Anmerkungen zu machen, die er, am Seitenende, von Zeit zu Zeit anhängt. Oft ist eine Angabe so unbestimmt, daß sie lächerlich wird. Das Ancien Régime liefert dafür kaum glaubhafte Beispiele. Sei 5:

„Vergl. passim Gregor von Tours und die Sammlung der Hollandisten.“ Passim bedeutet hier eine Sammlung von sechzig Seiten in Groß-Folio. Seite 369: „Galiani, Korrespondenz, passim.“ „Was das Schlimmste ist: er prüft nie den Ursprung der Quellen und die historische Zuverlässigkeit ihrer Verfasser. Erinnerungen und Memoiren giebt er fast den Werth zeitgenössischer Dokumente; zum Beispiel: den sogenannten *Mémoires de Bourrienne*. So hat er dem Portrait Napoleons Züge beigemischt, die von Phantasieberichten herkommen. Apokryphes Gerücht und Anekdotenkram, dramatische Erfindungen, Streit- und Parteischriften und nachgeborene Erinnerungen werden unkritisch als Quellen für den Thatachenvorlauf und die Personencharakteristik verwertbet; der Historiker Taine besitz eben eine robuste Leichtgläubigkeit.“ In diesen Worten (die, bei diesem Gelehrten, schließlich doch eingeschränkt werden durch die Bewunderung vor dem Werk als Ganzem, vor der historischen Synthese) steckt ungemeine Uebertreibung. Die Verge von *petits faits* oder *faits divers*, auf die die Synthese sich gründet, sind kaum erstrebbar. Den Quellenwerth im Einzelnen zu prüfen, ging über die menschlich mögliche Arbeitsleistung eines Einzelnen; die streng wissenschaftliche Forschung war, auf diesem Gebiet, erst in den Anfängen. Die Benutzung der Archivoschätze durch Taine war darum keineswegs willkürlich, denn seine Wegweiser durch dieses Labyrinth war die lebendige Anschauung der ihn von der Jugend her vertrauten Menschen des *ancien régime*, der Jakobinerherrschaft und des Empire und die heinahe erschöpfende Kenntniß ihrer Literatur, ihrer Philosophie, ihrer Wissenschaft, ihrer Kunst, ihrer Zeitungen, ihrer Korrespondenzen, ihrer Erinnerungen. Man kann sich vorstellen, welche Stütze der wieder aufbauenden historischen Phantasie solche Anschauung und solche Kenntniß sein mußten; und es erscheint nicht übertrieben, wenn Taine erklärt, daß ihn, mitten unter den vergilbten Papieren des Archivs, beim Lesen ihrer verblaszten Schriftzeichen manchmal die Lust anwandte, mit den Schreibern laut zu sprechen.

III.

Aber es sei. Wir geben Taines archivalische Ungulänglichkeit zu und wissen, was seine Revolutionengeschichte nicht geben kann. Aber was konnte Taine geben? Was geben seine „Ursprünge“ thatsächlich? Ein Psychologie der Revolution. Eine Zergliederung der Seelenzerfassung von Volk, Volksführern, Volksverführern, die alle Phasen des staatlichen Umwandlungsprozesses begleitet, von der Auflösung der alten Ordnung bis zur Auflösung jeder Ordnung, bis zur Errichtung der neuen Ordnung. Eine Zurückführung aller äußeren Vorgänge auf den Urquell aller gesellschaftlichen Lage- und Gleichgewichts-Veränderungen: den menschlichen Willen und seine unterirdischen Zuflüsse. Alles „vielle, sinnfällige Geschehen, nach dessen Raum und Zeit lückenlos erfül-

lender Summe der „eigentliche“ Historiker strebt, ist zunächst doch Pantomime, die aus jenem Urquell verdeutlicht, verlebendigt werden muß, damit das, trotz allen Worten, stumme Spiel als Produkt der Vernunft oder der Unvernunft erscheint. Ein Historiker, der aus den Schutthäufen des „Materials“ die Pantomime nicht herausarbeiten versteht, ist . . . keiner; ist nur ein Handlanger des Historikers. Einer, der in das Mosaik der Pantomime nicht die symbolischen Züge und Einzelheiten hineinzuarbeiten versteht, ist weder Psycholog noch Künstler, sondern ein Rärner. Und Einer, der von dem wirren Knäuel der Oberfläche und der krausen Mannichfaltigkeit der Erscheinung den Weg nicht findet bis zum Eig jener höchsten Vernunft oder Unvernunft, die, je nachdem, über die Geschichte das Licht der Freiheit oder Unfreiheit breitet: Dem fehlt die letzte Weihe des Historikers, nämlich die Gemüthslage, in der der Philosoph der Geschichte wurzelt. Ich weiß nicht, ob es unter allen Geschichtschreibern des neunzehnten Jahrhunderts einen gegeben hat, der von den wesentlichen Eigenschaften seines Berufs, der vom historischen Künstler mehr besessen hat als Hippolyte Taine. Seine archivalische Technik war, trotz zwanzigjährigem heroischen Bemühen, im Handwerksfönn mangelhaft; aber es ist leicht möglich, daß einem Menschen mit Taines Blick für die Symbolik der geschichtlichen Thatfachen, mit seiner Gabe psychologischer Divination, mit seinem Instinkt für die staatsbildenden und staatszerstörenden Kräfte niemals die an sich wünschenswerthe mikroskopische Genauigkeit im Einzelnen erreichbar ist. Die ganz großen Historiker sind in den aller seltensten Fällen auch tüchtige Archivräthe, weil in der Natur, um ein drastisches Wort zu brauchen, das Genie und das Talent kaum je vereint sind. Die meisten Kritiker Taines fordern im Grunde dieses Unmögliche. Sie weisen ihm nach, daß seine Zettelsammlungen lückenhaft und einzelne Zettel mit ungenauen Angaben versehen waren. Aber Keinem ist der Nachweis gelungen, daß Taines Charakteristiken von Einzelpersonlichkeiten und sozialen Gruppen, seine Art, die Verkettung der Ereignisse dar- und klarzulegen und seine Werthurtheile geschichtlich zu begründen, von den Läden und Mängeln irgend wesentlich betroffen werden: daß die innere Wahrheit oder Wahrscheinlichkeit seiner Auffassung und Darstellung davon berührt wird. Woher kommt es, daß „trotzdem“ keiner von seinen unbefangenen Kritikern sich diesem Eindruck entziehen konnte? Es ist nicht wahr, wenn man sagt, dieser Eindruck gehe von Taines Stilkünstlern aus. In diesem Riesenbuch von einigen tausend Seiten ist kein Wort, kein Bild, kein Gleichniß Selbstzweck, es enthält keine einzige unsachliche Pointe oder Antithese; wer, statt von diesem bezwingenden Willen zur Sachlichkeit ergriffen zu werden, das eitle Gespöiz des farceur à idée aus Taines Worten abliest, ist einfach sachunverständlich oder böswillig. Eben so wenig wahr ist aber die Angabe, diesem Eindruck unterliege nur, wer Taines Tendenzen billige. Nein, er ist auch da wirksam,

wo Einzelheiten, etwa die Charakteristik des Jakobiners und des Jakobinertums, gemißbilligt werden oder in das Schema der politischen Ueberzeugungen nicht hineinpaffen. Das wäre ja unmöglich, wenn die Eindruckskraft einer historischen Darstellung von der unsinnigen Forderung einer lückenlosen Induktion abhinge. Ein Charakter wird nicht begriffen, ein Mensch nicht „erkannt“, sein Wesen nicht verstanden, sein Werth nicht gerecht beurtheilt, wenn ich die Summe seiner Handlungen in Händen habe, in denen er sich äußert, sondern, indem ich die gleichgiltigen von den wesentlichen Zügen scheide. Die Summe, die (möglichst vollständige) Induktion trübt den Gustasten in den Seelenraum; das Verständniß der Geschehnisse, in die der personale Faktor des Universums als Agens eingeht, der Geschichte also, beruht auf einer Induktion und Deutung des qualitativ Wichtigen. Ich brauche nicht sämtliche Personalakten sämtlicher Jakobiner zu kennen, um „den“ Jakobiner zu erkennen. . . Der Geschichtsforscher kann, durch seine unverständliche Uebertragung naturgeschichtlicher Methoden auf die Geschichte, dem Geschichtschreiber leicht lästig werden: der Eine sucht Häufung von Kenntnissen, der Andere Erkenntniß. Laine, der naturwissenschaftlich unvergleichlich geschulter als die meisten seiner Kritiker war, rettet die wahrhaft geschichtliche Methode gegen die Pseudomethode, wonach die Geisteswissenschaften zu einem gigantischen Materialspeicher ohne Dach ausgebaut werden.

IV.

Die Auslehnung gegen Laines Geschichtswerk gründet sich aber viel weniger auf seine Methode als auf seine Tendenzen. Der Streit um die Methode ist immerhin noch ein wissenschaftlicher; bei dem Streit um die Tendenz kämpfen einäugige Leidenschaften gegen einander. Dabei haben natürlich die Meister des Bluffs durch große Worte, wie Max Nordau, die meiste Aussicht, die Oeffentliche Meinung in Sachen Laines zu verdunkeln. Seien wir auf der Hut.

Das berühmte Kapitel über die Jakobiner im dritten Band des Werkes ist das beliebteste Kampfbjekt. „Dem“ Jakobiner Laines wollen die Kritiker nirgends in Wirklichkeit begegnet sein. Er sei eine böswillige, grotesk übertreibende Verdictung von Charaktereigenschaften, wie sie sich bei allen möglichen Sorten schwacher oder schadhafter und mit Verbrecherinstinkten begabter Individuen wohl finden mögen, aber nie und nirgends bei einem der führenden Jakobiner thatsächlich sich gefunden haben. Hier trete die sonst eher verschleierte reaktionäre Tendenz des berühmten Schriftstellers grell zu Tag. Diesen Vorwurf halte ich für durchaus ungerecht. Reaktionär sein, heißt: das Gesetz des Lebens, nämlich das Gesetz der Entwidlung, leugnen; bedeutet, ins Politische überseht, den Versuch, Rechts- und Staatsformen über die natürliche Dauer ihrer Nützlichkeit hinaus festhalten zu wollen, wodurch das Dasein in der

sozialen Gemeinschaft beengt, geknebelt, gefesselt, verkrüppelt, die Fugen im Bau gelockert, wodurch, statt auf Erhaltung und Befestigung, auf Abbruch gearbeitet wird; bedeutetet, ins Historische übertragen, Vergangenes und Verwestes in der ganzen Zufälligkeit seiner Erscheinungsform, in seiner ganzen Zeitgebundenheit der Gegenwart und Zukunft als Ideal vorhalten und dieses Ideal als Werthmesser gebrauchen. Das soll Taine je gethan haben? Im Leben sicherlich nicht; ihm, dem der Pseudoimperialismus Napoleons des Dritten eine böse Farce war, der er (als Lehrer) die Gefolgschaft versagte, schwebte als Ideal immer die englische Auffassung der politischen Freiheit, der englische Begriff der persönlichen Freiheit vor. Politisch lebte er in der Vorstellungswelt des älteren englischen Liberalismus, der, als Methode der organischen Fortbildung von einem sozialen Zellkern aus, auch der heutigen Demokratie des Inselreiches zu Grunde liegt. Wenn in Frankreich in achtzig Jahren dreizehnmal die Verfassung geändert, die Fundamente des Staatsbaues zerstört und neu gelegt wurden, so ist Das kein Beweis für die Güte der französischen Methode. Die englische Verfassung geht immer von jenem Zellkern aus (*noyau primitif et massif* nennt ihn Taine); um ihn herum ist das Centralgebäude errichtet; und es wird erweitert oder verändert, je nach den Bedürfnissen seiner Bewohner. Edmund Burke meint, die englische Verfassung sei nie ganz alt und nie ganz neu; und darin liege die Gewähr ihrer Dauerhaftigkeit und Anpassungsfähigkeit zugleich. Taine theilt diese Auffassung; Das ist seine einzige Tendenz, wenn wir eine Denkrichtung so nennen wollen, die alle historische Erfahrung und Vernunft für sich hat . . . Die absolutistische Vielregiererei, die Allgegenwart und in die private Sphäre übergreifende Allmacht des Staates waren ihm verhaßt; und in diesem Haß wurzelte seine tiefe Abneigung gegen die Tyrannei der Masse wie des Einzelnen. „Sucht nicht“, sagt er, „in dem Programm der (Jakobiner-) Sekte die beschränkten Vorrechte, die ein stolzer Mensch im Namen der Selbstachtung für sich fordert, nämlich die vollständigen Bürgerrechte sammt ihrem Gefolge politischer Freiheiten, die ihnen als Wächter und Beschützer dienen: die Sicherheit des Gutes und des Blutes, die Stetigkeit des Gesetzes, die Unabhängigkeit der Gerichtshöfe, die Gleichheit der Bürger vor dem Gesetz und dem Steuerfiskus, die Abschaffung der Vorrechte und der Willkür, die Wahl der Abgeordneten und die vernunftgemäße Verwendung der öffentlichen Gelder, kurz, die kostbaren Bürgschaften, die aus jedem Bürger einen innerhalb seines beschränkten Lebenskreises unerschütterlichen Souverain machen, die seine Person und sein Eigenthum vor Bedrückung oder öffentlicher oder privater Brandschätzung schützen, die bewirken, daß er inmitten von Mißstrebem und Gegnern ruhig und ungebeugt seinen Beruf übt, daß er aufrecht und erhobenen Auges seinen Richtern, ja, dem Staate selbst gegenübertritt. Mit einem so kümmerlichen Geschenk (*mince cadeau*) mögen An-

hänger der englischen Verfassung und der parlamentarischen Monarchie sich zu-
frieden geben; daraus macht sich die jakobinische Theorie verzweifelt wenig;
im Nothfall tritt sie darauf wie auf gemeinen Staub. .“ Das soll nach Re-
aktion schmecken? Das klingt nach der bitteren Bitterkeit des in seinem
Freiheitsstraum Enttäuschten: die Sehnsucht schweift nach England, nicht nach
Rußland. Wenn ein solches Bekenntniß seinen Bekenner zum Reaktionsären
stempelt, dann sind wir alle Reaktionsäre; dürfen uns aber des Vorzugs rühmen,
den bedeutendsten radikalen Denkern Europas (sofern sie wirkliche Denker sind)
beigesellt zu werden. Daß Taine Rousseau, den Verfasser der revolutionären
Bibel, zu ihnen nicht gezählt hat, wird partiell verzerzt genannt; aber es ist
ganz dumm, ihn darum zu den Verkleinerern des hintersichenden genfer Rhetors
aus Voreingenommenheit zu rechnen (à la Lemaître etwa); ein politisch so
radikaler Denker wie John Morley, Minister für Indien im Kabinett Asquith,
einer der intimsten Kenner des vorrevolutionären Frankreichs, muß zugeben,
daß keins der großen Schlagworte in Rousseau, die wie Blitze einschlugen,
sachlich anständig begründet war. Auf die Impressionen eines leidenschaftlichen
Herzens läßt sich ein Staat nicht gründen. Ein Soziologe, der grundsätzlich
eine überganglose Neuordnung im Verhältniß von Natur und Kultur, von
Regieren und Regierten für möglich hält, erscheint mir historisch und politisch
gerichtet. In der Pädagogik gab Rousseau Anregungen; da wirkte er wohl-
thätig. Seine Staatslehre war überhastigt entworfen und wurde ein Zerrbild
des Wirklichen und Möglichen; sie wurde zu einem Pulvermagazin, in das mit
der glimmenden Lunte ihrer Leidenschaft Kinder und Erwachsene stürzten. Die
Souveraineté des Volkes, die Centralidee des Contrat Social, hat darum
(Taine hat Recht, es zu sagen) wie ein schlechter Schnaps ganz Frankreich be-
rauscht („la mauvaise eau-de-vie du Contrat Social“). Sie organisierte
sich nicht, wie in England, langsam aber stetig, in Form einer indirekten und
nur zeitweilig eingreifenden Kontrolle der Regierung durch das Volk, gab sich
nicht kund in der Form einer Vertheilung von Vollmachten an ein abgestuftes
System von Ausschüssen und Stellvertreterungen, sie kristallisierte sich von vorn
herin in dem Unbegriff des direkten Mitregierens der ganzen sich souverain
gebärdenden Masse und ächtete dadurch jede Unterordnung unter die Sach-
verständigkeit der selbst gewählten Vertreter und Beamten. So glitten, gleich
nach der Einnahme der Bastille, die Zügel der Regierung aus den Händen des
wurmfischigen, scheinnächtigen Königthums, das aufgehört hatte, eine Realität
zu sein, nicht in die Hände der Nationalversammlung, sondern unter das
namenlose Gewimmel der Straße. Die englische Revolution hat keinen Augen-
blick zur Auflösung aller Regierung, zu asozialen, zu versozialen Zuständen,
zu Anarchie und Chaos geführt; vielmehr rangen zwei mächtige Realitäten
mit einander, der absolutistische, der stuart-centrische Staatsgedanke und die

puritanische Theokratie, der, nach sehr kurzen Geburtwehen, Cromwell das Organon schuf. Das Jakobinerthum aber war die abenteuerlich zusammen-
gemürselte Intelligenz der Straße, gewaltthätig, grausam, feig, misstrauisch,
eitel; es sog alle individuellen Sonderfreiheiten auf, es machte den Staat zum
Bielstraß Leviathan und ersickte durch die Allgegenwart seiner moralischen und
politischen Censur jeden freien Athemzug. Seine grausame Strenge und der
pedantische Begriffsanatismus seiner großen Trias Marat, Danton, Robes-
pierre verdeckten einen Abgrund von Triviolität. Selbst der seltsam originale
und interessante Danton ist doch nur ein „grandseigneur de la sans-
culotterie“; maßlos und unbeherrscht, mit einer Stimme, die wie eine Sturm-
glocke über die Häupter der Masse dröhnt, mit den drohenden Gesten seiner
Cyclopenglieder, mit seiner bald wilden und leidenschaftlich glühenden, bald
kynischen Beredsamkeit beherrscht er die Straße doch nur, so lange er ihr
dienert. Man kennt ja die Darstellung Taines. Wenn er zeigt, wie die Re-
volution von allem Anfang die Richtung auf das Jakobinerthum, auf die
Straße einschlug, so giebt ihr im Caesarismus endigender Kreislauf und ihre
organisatorische Ohnmacht ihm Recht. Es ist kein Verrath an den Ideen der
Aufklärung und Humanität (die Taine geliebt hat), der Freiheit und Brüder-
lichkeit (denen Taine als Idealen gehuldigt hat), wenn gezeigt wird, sie seien
durch Verkopplung mit der Gleichheitsraerei um allen Segen gebracht worden.
Man nenne solchen Nachweis, der sich auf ein erdrückendes Material und eine
luchsäuzige Psychologie stützt, tendenziös, aber ein echter Geschichtschreiber,
der seine Gesellschaftsphilosophie im Kopf trägt und mit der Naturgeschichte des
Gesellschaftsthieres vertraut ist, kann gar nicht umhin, das geschichtliche Ge-
schehen nach seinen unmittelbaren Erfolgen und den letzten Lebenszwecken ab-
zuschäpeln; doch nur, wenn seine Tendenz die verzweigende eines Parteimannes
ist, fällt sie uns lästig. Taine war zum Parteimenschen organisch unfähig;
sein Blick war auf früheste Anfänge und fernste Ziele gerichtet, auch wenn
seine wissenschaftliche Aufgabe der unmittelbarsten Gegenwart galt. Darum
lebt in seinem monumentalen Geschichtswerk ein Geist, der uns packen und lenken
wird, auch wenn viel ehllichere Advokaten als der unselige Nordau die Sache
der Archivräthe gegen ihn führen werden.

Dr. Samuel Saenger.



Taine a employé quarante ans d'un labeur ininterrompu à ramener
ce qu'il avait le plus cruellement raillé dans l'éclecticisme, c'est-à-dire la
subordination de la critique et de l'histoire à la morale. (Brunetière.)



Nachmittag in florenz.

Täglich fahr ich mit Pietro,
 Meinem wohlbeleibten Kutscher
 (Und mit seinen Pferdchen Palle,
 Welches auch nicht mager ist),

Täglich, nachmittags um Dreie,
 Fahr ich auf der alten Straße,
 Die sehr steil ist und sehr holprig,
 Erst nach San Domenico

Und sodann, vorbei der Villa,
 Wo Herr Dante einst verliebt war,
 Zwischen hohen Gartenmauern
 Nach florenz. Dort trink ich Thee.

„Wie? Und der Palazzo Pitti?
 Accademia? Uffizien?
 Biblioteca Laurenziana?
 Hast Du nicht nach Schönheit Durst?“

Oh ja. Aber für Museen
 Bin ich selten nur in Stimmung.
 Denn es sind Konservenbüchsen;
 Ihre Schönheit schmeckt nach Blech.

„Wie? die himmlische Tribuna?
 Alessandro Botticelli?
 Cimabue? Donatello?“
 Alle schmecken dort nach Blech.

Lieber wandre ich durch dunkle
 Kirchen mit dem Operngucker
 Und verrenke Hals und Kopf mir
 Nach der dort versteckten Kunst.

Da nur wülst sie noch ins Leben,
 Thront sie noch auf ihrem Throne,
 Frei, gebietend, nicht gesungen:
 Athmet aus und athmet ein.

Denn ein Kunstwerk braucht den Athem,
Braucht die Luft des thätigen Lebens;
Seine Schönheit wird zum Schemen,
Sperrt man sie vom Leben ab.

Stünde David noch im freien,
Dort, wohin ihn schuf sein Schöpfer,
Wohl, er wäre nicht so glänzend
Weiß wie jetzt und „fast wie neu“;

Aber, gran vielleicht und rissig,
Mitgenommen von Frost und Feuchte,
Leidend, wie das Leben immer
Leiden muß, um ganz zu sein:

Stünd er heldenhaft lebendig,
Sterbend stünd er noch lebendiger,
Herrlicher, strahlender da als jetzt im
Abgemessenen Oberlicht.

„Und verdürbe.“ freilich. Alles
Leben muß einmal verderben.
Aber leben soll es, leben:
Wirklich leben, bis es stirbt.

Denkt nicht immer an die Enkel!
Denkt an Euch, wie Jene thaten,
Die ihr Leben sich verschönten,
Bildner ihrer Gegenwart.

Dann erst hättet Ihr ein Recht, sie
In die heiligen Leichenkammern
Eurer Pietät zu stecken,
Brauchtet Ihr für Eignes Platz.

Doch genug! Ich geh zu Gilli,
Trinke Thee und esse Kuchen.
Leider bin ich manchmal schwach und
lese Zeitungen dazu.

Heiliger Marfyas! Noch immer,
Simfon Deutschland, sind Philister,
Ach, und was für eine Sorte,
(frech und bieder) über Dir.

Deine Delila heißt Wohlstand.
Ueppigst hast Du zugenommen.
Wohl bekommt Dein Fett dem Bauche,
Doch dem Hirn bekommt es schlecht.

Und der Seele, ach, der edlen
Deutschen Seele fehlt's an Raume,
Scheint es, in dem kolossalen
Corpus, der ganz Masse ist.

Bocke, bocke nicht, Trochäus!
Jesjo mußt Du Zahlen tragen.
Schwer fällt wohl dabei das Tanzen,
Doch Dein Keuchen kündet Ruhm:

Seit dem Jahre achtzehnhundert-
Achtzig stieg von einunddreißig
Theilen unser Kohlenkonsum
Bis auf hundert heut. Respekt!

Der Verbrauch von Weizen hat sich
In der selben Zeit verdoppelt;
Apfelsinen ist man ditto
Doppelt mehr als dazumal.

Und nun gar der Heckspefennig,
Symbolum des höheren Lebens,
Hat um zweiundachtzig Hundert-
Theile löblich sich vermehrt.

Simson! Simson! Wahr die Haare!
Delilachen liebt die Glatzen!
Selbst die Haare auf den Bühnen
Puht sie, fürcht ich, Dir noch weg.

Schon hast Du das Byzantinern
Allzu rasch gelernt, schon zieht Dein
Bauch Dich tiefer auf die Erde,
Als es Ehrerbietung heißt.

Treibe andere Gymnastik,
Als nach vorn die Rückenbeuge!
Steige, Simson, wie Du stiegst, als
Mickel Deutsch noch mager war.

Cameriere! Cameriere!
„Subito!“ Pagare! „Grazie!“
So. Jetzt geh ich zum Lungarno,
Schöne Damen anzusehn.

Warum nicht? Ich kanns vergnüglich,
Denn ich habe eine Schöne.
Treue ist für Den kein Kunststück,
Der bei jedem Tausch verliert.

Ah, die Gräfin Montignoso!
 Na, so, so. Da: die Geliebte
 Des viel schönsten Gabriele.
 („Mädchen“ heißt er eigentlich.)

Nun, nicht übel: Kasse, Feuer,
 Bertenbiegsam, große Augen,
 Wie sie für die weite Bühnen-
 Perspektive nützlich sind.

Dort: Amerika. Das ist nun
 Nicht mein Fall. Progt Hygiene.
 Resultat der Speisefarte.
 Wenig Unmuth, viel Effekt.

England. Wohl! Noch immer schwärmt die
 Miß für „ihren“ Botticelli.
 Engelhaft und englisch giebt ein
 Wunderliches Mißprodukt.

Endlich kommt, der ich schon lange
 Aufgelauret habe, kommt die
 Große Modecourtisane,
 Die Bellezza von Florenz.

Ea Signora Millelire
 Heißt man sie. Deß zum Beweise
 Trägt sie eine Perlenkette,
 Die gewiß nicht billig ist.

Sonst: ich danke. Blos Bellezza.
 Ansichtskartenschönheitstypus.
 Gut genug für jene Beutel,
 Die voll mille lire sind.

Aber nun: o theure Heimath!
 Kommt da nicht das süße Gretchen,
 Das, weils seinen Hans gefunden,
 Schleunigst nach Florenz gemußt?

Ja, sie kommt und, ja, sie lächelt,
 Ja, sie ist ganz hin vor Selig-
 keit und großem Glücke, weil sie
 Wirklich in Italien ist.

Spotte nicht, verruchter Knabe!
 Laß ihr auch das jugendfröhlich
 Künstlerisch empfundene, aber
 Praktische Reformkostüm.



Ist sie trotzdem nicht recht niedlich?
 Frage Dich: wie viele solche
 Mündchen, Hengeldchen und Näschen
 Haben ehemals Dich entflammt?

Außerdem: „frühlings Erwachen“
 Hat auch Diese tief begriffen
 Und sie ist durchaus kein Gretchen
 Wie das alte Gretchen mehr.

Neue Jugend! „Jugend“! Prüge
 Tief es Dir in Dein Gemüthe:
 Von der alten „Gartenlaube“
 Sind wir absolut befreit.

Auf und greife in die Harfe!
 Unser Gretchen ist verwandelt,
 Unser Gretchen ist ästhetisch,
 Unser Gretchen ist modern.

Sieh, sie geht in einen Laden,
 Wo man schöne Marmorsachen
 Billig kauft. Nun: Was erkaufte sie?
 Ha! Ein nacktes Frauenbild!

Schlag die Harfe! Schlag die Harfe!
 Denn Germanien ist gerettet.
 Zwar: sie kaufte einen Kitsch, doch,
 Heil, es war ein nackter Kitsch.

Vetturino! „Siffignore.“
 Nach Fiesole! . . . Die Gäulchen
 Brauchen, Gott sei Dank, zwei Stunden,
 Bis ich wieder oben bin.

Denn es ist ein schönes fahren,
 Langsam, langsam bis zur Höhe.
 Unten liegt wie eine Muschel,
 Rosaßeisig überhaucht,

Traumhaft, wesenlos, ein sanftes,
 Zages Blinken, liegt phantomisch
 Diese Stadt der alten, edlen
 Phrasenfeindlichen Kultur.



Die Luftschlacht.*)

Smallways erwachte in der Nacht wieder. Die Kabine lag im Dunkel, ein Luftzug wehte durch und Kurz redete mit sich selber Deutsch. Bert sah ihn undeutlich durchs Fenster, daß er aufgeschraubt und geöffnet hatte, hinunterspähen. Das kalte, klare, dünne Licht, das weniger Licht ist als ein Schwinden der Dunkelheit, das tintige Schatten aufs Gesicht wirft und in hoher Luft den Tagesanbruch verkündet, lag auf seinem Gesicht.

„Was ist los?“ fragte Bert.

„Still!“ sagte der Lieutenant. „Hören Sie nicht?“

Durch die Stille kam das wiederholte Donnern von Kanonen; ein Schuß zwei; dann eine Pause; dann in rascher Reihenfolge drei.

„Alle Wetter!“ sagte Bert, „Kanonen!“ Im nächsten Augenblick war er neben dem Lieutenant. Das Luftschiff flog noch sehr hoch und branten das Meer war von einem dünnen Wolkenschleier verhüllt. Der Wind hatte sich gelegt. Bert folgte der Richtung von Kurzens Finger und sah schattenhaft durch den farblosen Schleier erst einen rothen Schein, dann einen raschen rothen Blitz und dann, in einiger Entfernung davon, einen zweiten. Eine Weile schienen es stumme Blitze; erst Sekunden später, wenn man schon aufgehört hatte, darauf zu warten, kam der verspätete Knall. Bum! Bum! Ein Hornruf klang durch das Luftschiff.

Kurz fuhr auf, sagte in aufgeregtem Ton Etwas (immer noch Deutsch) und ging nach der Thür.

„He! Was giebt’s?“ rief Bert. „Was ist?“

Der Lieutenant blieb einen Augenblick unter der Thür stehen. Seine Gestalt hob sich dunkel von dem erleuchteten Gang ab. „Sie bleiben, wo Sie sind, Smallways! Sie bleiben hier und thun gar nichts. Wir kommen in Aktion,“ erklärte er; und verschwand.

Berts Herz begann, hastig zu schlagen. Er sah sich selbst über den kämpfenden Schiffen da unten in der Tiefe hängen. Ob sie wohl im nächsten Augenblick hinabschießen würden wie ein Habicht, der auf einen Vogel sitzt? „Alle Wetter!“ flüsterete er endlich mit schwerer Stimme.

Bum! Bum! . . . Ganz fern entdeckte er einen zweiten röthlichen Schein, der dem ersten antwortete. Dann fühlte er, daß Etwas auf dem „Vaterland“ anders war als bisher; was, konnte er sich nicht erklären. Und plötzlich merkte er, daß die Maschinen zu einem fast unmerklichen Pochen abgestoppt hatten. Er zwangte seinen Kopf durchs Fenster (es ging gerade noch zur Noth) und sah in der frostigen Luft auch die anderen Luftschiffe zu einer fast unmerklichen Bewegung zurückgehoppt.

Ein zweites Signal ertönte und wurde von Schiff zu Schiff aufgenommen.

*) Der Titel klingt ein Bißchen zu „aktuell“; und das Buch, in dem das hier veröffentlichte Kapitel stehen wird, weicht dem Vorwurf, allzu zeitgemäß zu sein, nicht ängstlich aus. Aber es ist sehr interessant, liest sich leicht und giebt eine klare Vorstellung von Möglichkeiten, die heute überall die Rassenhirne beschäftigen. Was dran romanhaft ist, Kleid und Hier, braucht man nicht zu kennen, um den Hauptinhalt des Schlachtenkapitels zu verstehen. Deshalb wars möglich, ein Romanfragment zu veröffentlichen. Das Buch heißt „Der Luftkrieg“ und wird bei Julius Hoffmann in Stuttgart erscheinen.

Die Lichter erloschen; die Flotte ward zu einer Masse schattenhafter, dunkler Körper in einem intensiv blauen Himmel, der da und dort noch einen vereinzelt Stern zeigte. Lange Zeit, so schien es ihm, hingen sie so; dann kam das Geräusch von Luft, die in das Ballonet gepumpt wurde, und langsam, langsam sank das „Vaterland“ hinab zu den Wolken.

Er reckte den Hals, aber er konnte nicht sehen, ob der Rest der Flotte ihnen folge; die überhängenden Gaskammern versperrten ihm den Blick. Für eine Weile wurde das Dunkel noch tiefer; der letzte verblassende Stern schwand vom Horizont und Bert spürte die kalte Nähe der Wolken. Dann, plötzlich, nahm der Schein unten deutliche Umrisse an, ward zur Flamme und das „Vaterland“ hielt in seinem Abstieg und hing, beobachtend und selbst unbeobachtet, dicht unter einer treibenden Wolkenschicht, vielleicht tausend Meter über der Schlacht da unten.

In der Nacht waren Gesecht und Hitzzug in eine neue Phase getreten. Die Amerikaner hatten die Flügel ihrer zurückgehenden Linie geschickt zu einer Kolonne zusammengezogen, die sich südlich von den langsam sie verfolgenden Deutschen hielt. Dann hatten sie, in der Dunkelheit vor dem Tagesanbruch, gedreht und dampften jetzt in gedrängter Ordnung nordwärts, in der Absicht, die deutsche Schlachtlinie zu durchbrechen und die Flottille anzugreifen, die zur Unterstützung der deutschen Luftflotte auf New York zuhielt. Vieles hatte sich geändert seit dem ersten Zusammenstoß der Flotten. Der amerikanische Admiral, O'Connor, war jetzt vollkommen über die Existenz der Luftschiffe unterrichtet und wandte seine Hauptaufmerksamkeit nicht mehr auf Panama, da er Nachricht hatte, daß die Unterseesflottille aus Key West dort eingetroffen und der „Delaware“ und der „Abraham Lincoln“, zwei mächtige und ganz moderne Schiffe, schon in Rio Grande, auf der Pazifischeite des Kanals, waren. Eine Kesselexplosion an Bord der „Susquehanna“ verzögerte jedoch sein Manöver und der Tagesanbruch fand dieses Schiff so dicht bei der „Weimar“ und „Bremen“, daß diese Kreuzer sofort das Gesecht eröffneten. Wollte O'Connor sie nicht im Stich lassen, so mußte er mit der ganzen Flotte angreifen. O'Connor wählte die zweite Möglichkeit. Es war kein hoffnungsloser Kampf. Die Deutschen standen, obwohl viel zahlreicher und stärker als die Amerikaner, in einer von Flügel zu Flügel fast fünfundvierzig Meilen messenden zerstreuten Linie; ehe sie sich zum Kampf sammeln konnten, hatte die Kolonne von sieben Amerikanern sie vielleicht von einem Ende zum anderen gesprengt.

Der Tag brach grau und unwidlich an und weder die „Bremen“ noch die „Weimar“ bemerkten, daß sie nicht nur mit der „Susquehanna“ zu thun hatten, bis die ganze Kolonne in einer Entfernung von kaum einer Meile oder weniger hinter diesem Schiff auszog und zum Angriff vorging. So war die Lage der Dinge, als das „Vaterland“ in der Luft erschien. Der rote Schein, den Bert durch die Wolkenschicht gesehen hatte, kam von der unglücklichen „Susquehanna“; sie stand fast augenblicklich in Flammen und legte sich auf die Seite, suchte aber noch immer mit zwei ihrer Kanonen und dampfte langsam südwärts. „Bremen“ und „Weimar“, Beide an verschiedenen Stellen getroffen, entfernten sich nach West bei Süd von ihr. Die amerikanische Flotte, an der Spitze der „Theodore Roosevelt“, kreuzte hinter ihnen durch und schnitt ihnen den Weg ab, indem sie sich zwischen sie und den großen modernen „Fürst Bismarck“ stellte, der von Westen her kam.

Bert kannte natürlich die Namen all dieser Schiffe nicht und hielt, verleitet

durch die Richtung, in der die Kämpfenden vorgingen, lange die Deutschen für die Amerikaner, die Amerikaner für Deutsche. Er sah (wie er glaubte) eine Kolonne von sechs Panzerschiffen drei andere verfolgen, die durch einen Neuanfömmeling unterstützt wurden; bis schließlich der Umstand, daß die „Bremen“ und die „Weimar“ auf die „Susquehanna“ feuerten, seine Berechnungen über den Haufen warf. Eine Weile war er jetzt ganz verwirrt. Auch beläubte ihn der Rarm der Kanonen; bei jedem schwachen Witz gitterte sein Herz in Erwartung des darauf folgenden Schlasses. Auch sah er diese Kriegsschiffe nicht, wie er gewohnt war, Kriegsschiffe auf Abbildungen zu sehen, im Profil, sondern von oben und sonderbar verkürzt. Fast überall zeigten sie leere Decks; nur da und dort hielten kleine Trupps von Menschen sich hinter stählernen Bollwerken verschauelt. Die langen, beweglichen Mündungen der Kanonen und die ihre dünnen, durchsichtigen Feuerstrahlen aus-
 speienden Schnellfeuergeschütze der Breitseiten waren so von der Vogelschau aus die Hauptzüge im Bilde. Die Amerikaner, die Turbinendampfer waren, hatten zwei bis vier Schornsteine; die Deutschen gingen tiefer im Wasser und hatten Explosionsmaschinen, die jetzt aus irdenbeinem Grund ein dumpfes Grollen von sich gaben. In Folge ihrer Dampfpropulsion waren die Amerikaner größer und von eleganterem Bau. Und all diese verkürzten Schiffe sah er da unten schlingern und rollen und ihre Kanonen über riesige, niedere Wellen, unter dem kalten, scharfen Licht des jungen Tages, gegen einander feuern. Das ganze Schauspiel schaukelte sachte mit dem rhythmischen Steigen und Sinken des Luftschiffes hin und her.

Zuerst tauchte von der ganzen fliegenden Flotte nur das „Vaterland“ über der Bildfläche drunten auf. Es schwebte hoch über dem „Theodore Roosevelt“, indem es mit der vollen Geschwindigkeit des Schiffes Schritt hielt. Es mußte vom Schiff aus manchmal durch die treibenden Wolken deutlich sichtbar sein. Der Rest der deutschen Luftflotte blieb in einer Höhe von sechs- bis siebentausend Fuß über dem Wolkengelt und unterhielt durch drahtlose Telegraphie einem lebhaften Verkehr mit dem Flaggschiff, ohne sich aber der Artillerie unten auszusetzen.

Es ist ungewiß, zu welchem bestimmten Zeitpunkt die unglücklichen Amerikaner die Gegenwart dieses neuen Faktors im Kampf bemerkten. Kein Bericht darüber ist vorhanden. Wir müssen uns so gut wie möglich vorzustellen versuchen, was es für einen des Kampfes müden Seemann gewesen sein muß, als er beim Emporblicken plötzlich über seinem Kopf diese riesige, lange, krumme Erscheinung erblickte, die bei Weitem größer als jedes Kriegsschiff war und von deren Hintertheil eine große deutsche Flagge wehte. Dann, als der Himmel sich aufhellte, tauchten durch die abziehenden Wolken immer mehr Schiffe im Plan auf, alle in stolzer Verachtung, ohne jede Armierung, ohne Kanonen, und alle in raschem Flug dahineilend, um mit dem Kampf unten Schritt zu halten.

Von Anfang bis zu Ende wurde nicht eine Kanone auf das „Vaterland“ abgefeuert; nur wenige Gewehrschüsse. Ein unglücklicher Zufall wars, daß ein Mann an Bord getötet wurde. Das Luftschiff betheiligte sich auch nicht direkt am Kampf; bis zum Schluß. Es schwebte über der dem Untergang geweihten amerikanischen Flotte, während der Prinz (der Kommandeur der deutschen Flotte) durch drahtlose Telegraphie die Bewegungen der anderen Luftschiffe dirigirte. Jetzt eilten der „Vogelstern“ und die „Preußen“, jedes Luftschiff mit einem halben Duzend Drachensieger im Schlepptau, mit voller Fahrgeschwindigkeit herbei, stellten sich an die Spitze und

samen dann, als sie den Amerikanern etwa um fünf Meilen voraus waren, durch die Wolken abwärts. Der „Theodore Roosevelt“ feuerte sogleich mit seinem großen Kanonen in ihre vordere Barbetten; aber die Granaten krepirten weit unter dem „Vogelstern“; und gleich darauf senkte sich ein Duzend Ein-Mann-Dragensflieger herab, um den Angriff zu beginnen.

Bert, der noch immer den Hals zum Kabinenfenster hinausstreckte, sah diesen ersten Zusammenstoß zwischen Aeroplanen und Panzerschiffen. Er sah die seltsamen deutschen Dragensflieger mit ihren breiten, flachen Flügeln und viereckigen, schachtelförmigen Köpfen, ihren auf Rädern laufenden Rümpfen und ihrem einzelnen Reiter gleich einem Flug Vogel durch die Luft niederstoßen. „Alle Wetter!“ sagte er. Einer rechts kippte plötzlich um, schoß senkrecht in die Luft hinauf, zerplatzte mit einem lauten Knall und flackerte brennend in das Meer hinunter. Ein Anderer stürzte kopfüber ins Wasser und schien, als er die Wellen berührte, in tausend Stücke zu zerpringen. Auf dem Deck des „Theodore Roosevelt“ sah er jetzt kleine Menschen umhertreiben, die von oben nur wie Köpfe und Beine aussahen; sie machten sich bereit, auf die Anderen zu schießen. Jetzt schoß die erste Flugmaschine zwischen Bert und das Deck des Amerikaners. Ein Krach; und ihre Bombe schmetterte mitten in die Vorderbarbette. Ein dünnes, kleines Geknatter von Gewehrfeuer antwortete. Bum, bum, bum gingen die Schnellfeuerkanonen der amerikanischen Batterie; und da kam als Antwort auch schon eine Granate vom „Fürst Bismarck“. Dann kam eine zweite, eine dritte Flugmaschine zwischen Bert und das amerikanische Panzerschiff; beide warfen ihre Bomben. Eine vierte, deren Reiter von einer Kugel getroffen war, taumelte abwärts und zerstückelte in tausend Stücke, explodirte zwischen den Schornsteinen und zerstückelte sie. Bert sah in einer Sekunde ein kleines schwarzes Wesen von der brennenden Flugmaschine abspringen, gegen den Schornstein anprallen und leblos niederstürzen.

Krach! Eine ungeheure Explosion im Vorderteil des amerikanischen Flaggschiffes. Ein Riesestück Metall schien sich daraus emporzuheben und in die See zu stürzen. In die Höhe, die es hinterließ, schauderte ein Dragensflieger eine feuersprühende Bombe. Und dann, einen Augenblick lang, sah Bert, im immer heller werdenden, erbarmungslosen Tageslicht, nur allzu klar: eine Anzahl winziger trampfhaft sich bewegender Animalikula, die im schäumenden Kielwasser des „Theodore Roosevelt“ kämpften. Was war da? Doch nicht Menschen? Doch sicherlich keine Menschen? Mit ihren flammernden Fingern rissen und zerriß die zerstückelten, ertrinkenden Lebewesen an Berts Seele. „O Gott!“ rief er. Und noch einmal, fast zitternd: „O Gott!“ Er blickte wieder hin; sie waren verschwunden und der schwarze, durch den letzten Schuß der sinkenden „Bremen“ leicht entstellte Rumpf des „Andrew Jackson“ theilte die Wasser, die sie verschlungen hatten, in zwei gleiche symmetrische Wellenlinien. Ein paar Sekunden lang sah Bert vor blindem, hilflosen Entsetzen überhaupt nichts mehr von der Verwüstung da unten.

Dann flog, mit einem weithin donnernden Getöse, die „Susquehanna“, die einen ganzen peisenden Vulkan krachender kleiner Explosionen auf ihrem Rücken zu tragen schien und jetzt drei Meilen oder mehr ostwärts lag, auf und verschwand unmittelbar darauf in loderndem, dampfendem Nichts. Nur aufgewühlte Wasser sah man; dann warf mit surschbarem Gurgeln die Tiefe Wirbel von Dampf und Luft und Petroleum und Bruchstücke von Segeltuch und Holzwerk und Menschen aus.

Eine Pause entstand jetzt im Gefecht. Eine lange Pause, wie es Vert sah. Er sah nach den Drachensiegern aus. Die abgeplatteten Trümmer des einen schwammen im Kielwasser des „Monitor“, die anderen waren, Bomben in die amerikanische Kolonne schleudernd, vorbeigezogen. Ein paar waren im Wasser; offenbar unterlegt. Und drei oder vier waren noch in der Luft und kehrten eben in weitem Bogen zu ihren Mutterluftschiffen zurück. Die amerikanischen Kriegsschiffe waren nicht mehr in Kolonnenformation. Der „Theodore Roosevelt“ hatte sich, schwer beschädigt, nach Südosten gewandt; und der „Andrew Jackson“, zwar sehr mitgenommen, aber in seinen Geschützseilen unterlegt, schob sich zu seiner Bedeckung zwischen ihn und den noch frischen und kampffrohen „Fürst Bismard“. Im Westen erschienen der „Hermann“ und der „Germanicus“; sie kamen in Aktion.

In der Pause nach dem Untergang der „Susquehanna“ vernahm Vert ein schwaches Geräusch; wie das Knarren einer schlechtgedöhten, verrosteten Thürangel beim Öffnen: das Hurrageschrei der Mannschaft des „Fürst Bismard“. Und dann, noch immer während dieser Pause im Aufruhr, fieg die Sonne empor. Die dunkeln Wasser wurden leuchtend blau und ein Strom goldenen Lichts verklärte die Welt. Es war wie ein plötzliches Lächeln in einer Szene voll Haß und Entsetzen. Der Wolkenschleier war wie durch Zauber verschwunden; und die ganze Unermeßlichkeit der deutschen Luftflotte zeigte sich am Himmel, der Luftflotte, die jetzt auf ihre Beute herabstieß.

Krach! Bum! Krach! Bum! Die Kanonen hoben wieder an. Aber Panzerschiffe waren nicht für den Kampf mit dem Zenit gemacht und das Einzige, was die Amerikaner vermochten, waren da und dort ein paar glückliche Schüsse in einem sonst völlig wirkungslosen Gewehrfeuer. Ihre Kolonne war jetzt ganz gesprengt; der „Theodore Roosevelt“ war, als Bruch, mit kampfunfähigen Verbedkanonen, hinter der Linie zurückgeblieben; die „Susquehanna“ war gesunken und der „Monitor“ in ernstlicher Gefahr. Er und der „Theodore Roosevelt“ hatten ihr Feuer ganz eingestellt, eben so die „Weimar“ und die „Bremen“. Alle vier Schiffe lagen, in einem Waffenstillstand wider Willen, auf Schußweite neben einander und alle vier hatten noch ihre Flagge aufgezo gen. Nur vier amerikanische Schiffe, an der Spitze der „Andrew Jackson“, hielten noch ihren Kurs nach Südosten. Parallel mit ihnen, unter stetem Feuer, dampften der „Fürst Bismard“, der „Hermann“ und der „Germanicus“ und versuchten, sie zu überholen. In der Luft erhob sich langsam das „Vaterland“ und bereitete sich auf den Schlusssatz des Dramas vor.

Jetzt nahmen etwa zwölf Luftschiffe Aufstellung hinter einander und ließen sich dann rasch, aber ohne Haß, in Verfolgung der amerikanischen Flotte durch die Luft nieder. Sie blieben in einer Höhe von zweitausend Fuß oder mehr, bis sie über oder etwas vor dem letzten Panzerschiff handen; dann schossen sie rasch, inmitten eines Kugelregens, nieder und warfen, indem sie ein Wenig schneller gingen als unten das Schiff, einen Hagelschauer von Bomben auf seine mangelhaft geschützten Deck, bis diese eine einzige große Fläche voll betonirender Flammen waren. So zogen die Luftschiffe, eins hinter dem anderen, über die amerikanische Kolonne weg, die noch immer versuchte, den Kampf gegen den „Fürst Bismard“ den „Hermann“ und den „Germanicus“ fortzusetzen; und jedes Luftschiff brachte neue Verwundung und Verwirrung zu der alten, die sein Vorgänger angerichtet hatte. Das Kanonenfeuer der Amerikaner hörte fast ganz auf; aber noch immer dampften sie

weiter, hartnäckig, unbefiegt, blutig, zer schlagen, in grimmem Widerstand, Kugeln nach den Lustschiffen, spielend und verfolgt von den deutschen Panzerschiffen.

Dann fiel es plötzlich auf, daß die Schlacht ferner rückte und immer kleiner und unhörbarer wurde. Das „Waterland“ erhob sich durch die Lust, langsam und stumm, bis das Donnern der Kanonen nicht mehr das Herz traf, sondern nur noch, gedämpft durch die Entfernung, ans Ohr schlug und bis die vier stumm gewordenen Schiffe im Osten kleine, ferne Punkte waren. Waren es auch vier? Bert sah nur noch drei der schwimmenden, schwarzen, rauchenden Schiffsrinnen in der Sonne dort unten. Aber die „Bremen“ hatte zwei Boote ausgesetzt; und auch der „Theodore Roosevelt“ ließ Boote herab, auf die eine Masse von winzigen, kämpfenden, mit den breiten, großen Wellen des Ozeans steigenden und fallenden Bänklchen zutrieb. Das „Waterland“ folgte der Schlacht nicht länger. Und der ganze hastende Tumult da unten trieb davon, südostwärts, wurde kleiner und kleiner, verstummte mehr und mehr . . . Eins der Lustschiffe lag brennend auf dem Wasser wie ein ferner riesiger Flammenwirbel und weit im Südwesten tauchte erst eins, tauchten dann drei andere deutsche Panzerschiffe auf, die ihren Kameraden zu Hilfe eilten. Ruhig und sicher stieg das „Waterland“ wieder empor (und mit ihm die ganze Lustflotte) und nahm seinen Kurs auf New York zu. Die Schlacht wurde etwas ganz Kleines, weit Entferntes; ein zufälliges kleines Erlebnis vor dem ersten Frühling. Sie schrumpfte zusammen zu einer fernem Kette von dunkeln Formen und einem rauchenden gelben Feuerschein, der bald darauf nur noch ein undeutlicher Fleck im weiten Horizont, in dem neuen, hellen Tag und schließlich ganz verschwunden war.

So sah Bert Smallways den ersten Kampf des Lustschiffes und den letzten Kampf der seltsamsten aller Dinge in der ganzen Kriegsgeschichte: der Panzerschiffe, deren Laufbahn mit den schwimmenden Batterien des Kaisers Louis Napoleon im Krimkrieg begann und bei einem ungeheuren Aufwand an menschlicher Energie und an Kosten siebenzig Jahre lang dauerte. Während dieses Zeitraumes probuzierte die Welt über zwölftausendfünfhundert dieser seltsamen Ungeheuer, in Klassen, in Typen, in Serien, jedes größer und schwerer und tödlicher als seine Vorgänger. Jedes wurde zuerst als ein Wunder seiner Zeit begrüßt; die meisten werden zuletzt als altes Eisen verkauft. Nur etwa fünf Prozent von allen kämpften jemals in einer Schlacht mit. Einige gingen unter, andere strandeten und sanken, wieder andere rannten einander aus Versehen an und gingen unter. Das Leben zahlloser Menschen, das wunderwolle Genie und die Gebuld von Tausenden von Ingenieuren und Erfindern, unermessliche Schätze an Geld und Material wurden in ihrem Dienst verbraucht; verkommene, verhungerte Existenzen auf dem Land, Millionen von Kindern, die zu harter Arbeit gezwungen waren, unzählige unausgenützte, verlorene Gelegenheiten kostbaren Lebens haben wir ihnen zu verdanken. Für sie mußte um jeden Preis Geld beschafft werden: Das war das Gesetz für die Existenz einer Nation in jener seltsamen Zeit. Sie waren die unheimlichsten, die unheimvollsten und kostspieligsten aller Riesenfaulhiere in der ganzen Geschichte der mechanischen Erfindung. Und dann machten billige Apparate aus Gas und Tragflügel, die aus der Lust nach ihnen zielten, ihnen ganz und für immer ein Ende.

Noch nie hatte Bert Smallways so der Vernichtung ins Auge geschaut, noch nie waren ihm Verschwendung und Verherung des Krieges so zum Bewußt-

sein gekommen. Langsam begriff sein aufgeschreckter Geist: auch Dies war Leben! Aus all dem leidenschaftlichen Sturm der Empfindung löste sich, als Haupteindruck, ein Bild: das Bild der Mannschaft des „Theodore Roosevelt“, die nach der Explosion der ersten Bombe mit den Werten gerungen hatte. „Herrgott!“ sagte er bei der Erinnerung. Und Das hätten gerade so gut ich und Grubb sein können! Man schlägt um sich und Wasser läuft Einem in den Mund, denke ich mir. Lange wirds ja nicht dauern, glaube ich.“

Es drängte ihn, zu sehen, wie das Alles auf Kurz gewirkt habe. Auch fühlte er, daß er hungrig war. Bögernd ging er nach der Thür der Kabine und spähte hinaus in den Gang. Ganz unten, vorn, wo es zur Kantine abging, stand eine kleine Gruppe von Luftschiffern und besah Etwas, das eine Nische ihm verbarg. Einer von ihnen war in dem leichten Taucheranzug, den Bert schon in der Gaslammermanfarde gesehen hatte, und er bekam Lust, hinzugehen und sich den Mann und den Helm, den er unter dem Arm trug, näher zu betrachten. Aber als er zu der Nische kam, vergaß er den Helm. Vor ihm auf dem Boden lag der Leichnam des Jungen, den eine Kugel vom „Theodore Roosevelt“ getötet hatte. Bert hatte nicht bemerkt, daß überhaupt Kugeln bis zum „Waterland“ emporgebrungen waren; er wußte gar nicht, daß es im Feuer gewesen war. Eine ganze Weile begriff er nicht, was den Jungen getötet hatte; auch erklärte Keiner es ihm.

Der Junge lag noch ganz so, wie er gefallen und gestorben war: die Jacke zerrissen und versengt, das Schulterblatt zerschmettert und vom Rumpf gerissen und die ganze linke Seite des Körpers zerseht und germalmt. Er war voll Blut. Die Leute hörten dem Mann mit dem Helm zu, der Allerlei sprach und auf das runde Loch im Boden und die klaffende Holzverkleidung des Ganges wies, an denen das noch immer bössartige Geschloß den Rest seiner Kraft ausgelassen hatte. Alle Gesichter waren ernst und nachdenklich: Gesichter von blonden, blauäugigen, nächsternen Männern, die an Gehorsam und geordnetes Leben gewöhnt waren und denen dies vernichtete, nasse, jammervolle Etwas, das noch vor Kurzem ihr Kamerad gewesen war, eben so fremd und seltsam schien wie Bert.

Den Gang herab, von der Richtung der kleinen Galerie her, erscholl jetzt lautes Lachen; Jemand sprach (Deutsch) in Tönen höchsten Triumphes. Andere Stimmen von leiserem, respektvollerem Klang antworteten. „Der Prinz!“ sagte Einer; und all diese Männer wurden steifer und weniger natürlich. Den Gang herab kamen ein paar Seeoffiziere. An der Spitze Lieutenant Kurz mit einem Pack Papiere in der Hand.

Als er das Ding in der Nische erblickte, stand er stockstill und sein freies Gesicht ward weiß. „Oh!“ sagte er bestürzt. Der Prinz kam dicht hinter ihm und redete über die Schulter weg mit dem Kapitän und dem General von Winterfeld. „He?“ sagte er zu Kurz, indem er sich mitten im Satz unterbrach und der Bewegung vom Kurzens Hand folgte. Er starrte den zersehten Gegenstand in der Nische an und schien einen Augenblick zu überlegen.

Dann machte er eine leichte Handbewegung nach dem Leichnam und wandte sich zum Kapitän. „Fortschaffen!“ sagte er und ging weiter, während er in dem eben unterbrochenen Satz fortfuhr.

Gelsenkirchen & Co.

August Thyssen giebt der Welt Räthsel auf. Ende October 1908 hieß es, Thyssen sei todkrank. Als die Verschmelzung Nordstern-Phoenix in die letzte Phase vor dem Guß eingetreten war, lag Thyssen im kölner Augustinerhospital. Man zweifelte an seinem Aufkommen; aber er genas. Auch im vorigen Jahr ist der Schlossherr von Landsberg wieder auf die Beine gekommen; und das Erste, was man von ihm seitdem hörte, ist: er scheidet aus dem Aufsichtsrath der Gelsenkirchener Bergwerksgesellschaft. Vater und Sohn haben, so wird gemeldet, ihre Mandate niedergelegt, weil sie mit dem Handeln der Leiter des Unternehmens nicht einverstanden seien. Das kann sich wohl nur auf die Beschaffung neuen Kapitals für Gelsenkirchen beziehen. Eine andere Version spricht von der Absicht Thyssens, die Gewerkschaft „Deutscher Kaiser“, den Stammisß des mülheimer Stahlkönigs, zu einem großen Concern auszubauen. Deshalb sei er schon vor einigen Monaten von seinem Aufsichtsrathsposten beim „Phoenix“ zurückgetreten. Nöthig wäre dieser Schritt nicht gewesen. Thyssen brauchte, wenn er wirklich neue Trustpläne hegt, nicht aus den beiden großen Montanconcerns zu scheiden. Die Stellung im Aufsichtsrath ist von einem bestimmten Aktienbesitz nicht abhängig; Thyssen könnte also einen Theil seiner Gelsenkirchener Aktien abgeben, ohne sich ganz von dem Unternehmen zu trennen. Doch über die Motive wissen wir nichts Genaues. Die Hauptfrage bleibt: Hat August Thyssen, den wir als den stärksten Vertreter des Trustgedankens kannten, wirklich, aus freiem Entschluß, den beiden Montantrusts den Rücken gekehrt?

Von Thyssen selbst wissen wir, daß er bei der Vereinigung der Gesellschaften Nordstern und Phoenix keine „führende Rolle“ gespielt hat. Er hat bestritten, als spiritus rector dabei gewirkt zu haben. Die Zusammenschweißung von Gelsenkirchen, Schalke und Rothe Erde galt bisher als ein Werk Augusts des Großen. Sollte man auch da geirrt haben? Sind die Banken, die im Reich der schweren Industrien die Oberherrschaft hatten (man muß sagen „hatten“; denn die Dresdener Bank hat in ihrem letzten Geschäftsbericht festgestellt, daß die Abhängigkeit der Industrie von der Großfinanz der Vergangenheit angehört), stärker gewesen und haben sie ihren Willen gegen die Absichten des Mülheimers durchgesetzt? Kohlenyndikat, Phoenix, Gelsenkirchen: immer hats mit einer Resignation Thyssens geendet; und wer auf diese Etappen zurückblickt, kann annehmen, daß der Wille des Selbstherrschers im Reich der Schächte und Hochofen anderen Zielen zutreibt, als man bisher vermuthete. In der Aktienwelt herrscht nur, wer sich dauernd die Majorität zu sichern vermag. Dazu gehören bei einem trustartigen Unternehmen sehr große Mittel. Der Amerikaner ersetzt sie manchmal durch den Bluff. Damit kommt man aber bei uns nicht aus. Meist fliegen die Finanzgrielen, mit ihrer Gefolgschaft von eigenen und erborgten Aktien. Die „Persönlichkeit“ kann sich nur dann voll zur Geltung bringen, wenn sie Außenleiter ist. So etwa wie Guido Händel-Donnersmard. Der hat sich sein Vollwerk allein aufgebaut und von Bündnissen oder Interessengemeinschaften nie viel erwartet. Vielleicht holt Thyssen jetzt, nachdem er sich von allen Beziehungen zu den vom Großkapital finanzierten Verbänden befreit hat, zum großen Schlag aus. Qui vivra, verra. Jedenfalls ist er seine Gelsenkirchener Aktien zu rechter Zeit losgeworden. Eine Kapitalsvermehrung um nominal 46 Millionen (26 Millionen Aktien und 20 Millionen Obligationen) ist keine

Kleinigkeit. Und daß die Ankündigung der neuen Finanztransaktion der Börse zugleich mit der Dividendenerklärung von 9 Prozent (gegen 12) gemeldet wurde! hat das Urtheil über die gelsenkirchner Politik nicht gerade gemildert. Der Diskontogesellschaft wurden einige Komplimente versetzt; und wenig schmeichelhafte Vergleiche mit Dortmunder Union und Bochumer Bergwerk wuchsen aus der allgemeinen Erregung hervor. Das war ja noch nicht dagewesen. Mitten in Krieg- und Konjunktursorgen plagt ein Koloß mit so unbescheidenem Geldhunger hinein! Die spekulirenden Peripatetiker konnten sich lange nicht beruhigen, obwohl der Ukas der Verwaltung deutlich durchblicken ließ, daß man zur Kapitalserhöhung gezwungen sei. Ende Oktober 1908 deutete ich hier schon an, daß man von Gelsenkirchner Ueberraschungen zu erwarten habe. Fünf Monate mußten wir warten. Vielleicht wollte man dem alten Thymen Zeit lassen, sich in Ruhe seines Aktienbesitzes zu entledigen, oder erst der Dividendenziffer sicher sein. Denn der Kapitalbedarf stammt nicht von heute und gestern. Der Rückgang der Dividende um 3 Prozent war nicht so schlimm wie der Blick auf die Papiermassen des gelsenkirchner Concerns. Nach der neuen Emission werden es 156 Millionen Aktienkapital und 70 Millionen Anleihe-schulden sein. Zusammen 226 Millionen. Vornan steht die Firma Friedrich Krupp mit 264 Millionen und hinter Gelsenkirchen kommt Phoenix mit 135 Millionen. Der Trauß Gelsenkirchen rangirt also, dem Kapital nach, neben den größten D-Banken. Welche Wandlung in fünf Jahren! In fast bedäufnigend raschem Tempo ist's im Montangewerbe vorwärts gegangen. Sind wir nun schon am Ende? Auf eine Steigerung der Rentabilität ist kaum zu rechnen. Man war bei Gelsenkirchen mit 9 Prozent zufrieden, weil man nur 8 erwartet hatte. Nachdem Jahre lang höhere Dividenden gezahlt worden waren. Das zeigt, wie die Zukunft der Industriewerke beurtheilt wird. Gelsenkirchen hätte zunächst für die neuen Aktien bis zum Jahr 1912 eine Dividende von je 6 Prozent herauszumwirtschaften. Von 1912 ab sollen die Aktien volle Dividende beziehen. Die nächste Verpflichtung ist also in der Nothwendigkeit eines Mehrgewinnes von $1\frac{1}{2}$ Millionen ausgebrüht, die allein zur Verzinsung der neuen Aktien auszubringen wären. Die Schuldverschreibungen sollen nach Bedarf ausgegeben werden. Nimmt man an, daß jedes Jahr 10 Millionen bringt, so ergibt sich eine Zinsenlast (zu $4\frac{1}{2}$ Prozent) von 450 000 Mark im ersten, 900 000 Mark im zweiten und 1,35 Millionen im dritten Jahr. Mit der Aktienrente also 2 bis 3 Millionen, für die der Gesamttertrag aufzukommen hätte. Man sieht, daß es der Gesellschaft nicht leicht werden wird, ihren Aktionären auch nur die Dividende von 9 Prozent auf die Dauer zu sichern. Wenn nicht etwa bei der geplanten Ausdehnung der Verarbeitung eigener Rohstoffe die Betriebsunkosten sich merkbar verringern. Auch werden Perioden guter Konjunktur natürlich die Einnahmen heben. Einstweilen aber wächst nur die Kapitallast beträchtlich. Der Dividendenrückgang bedeutet, bei dem zu verzinsenden Aktienkapital von 130 Millionen, ein *lucrum cessans* von 3,9 Millionen; die Entwerthung der Aktie (seit Anfang Januar 1909) um rund 12 Prozent aber ist ein *damnum emergens* von $15\frac{1}{2}$ Millionen. Mit diesen $19\frac{1}{2}$ Millionen bezahlen die Leute, die seit einem Jahr Aktionäre sind, die „Betriebsverweiterung“.

Die sechzig bis siebenzig Millionen, die jetzt gebraucht werden, sind durch die Umwandlung der Kohlengesellschaft Gelsenkirchen in einen „gemischten“ Concern bedingt. Im Anfang produzirte die Gesellschaft nur Kohle und Koks. Seit der

Vereinigung mit Schalke und Rothe Erde ist sie auch Produzentin von Roheisen, Stahl, Halbzeug, Schienen und Trägern. Der Schwerpunkt liegt zwar noch immer beim Kohlenyndikat, wo Gelsenkirchen mit der größten Biffer beteiligt ist. Man soll aber auch die Eisenseite verstärkt werden. Die neuen Mittel sollen zur Errichtung neuer Hochofen und eines neuen Stahlwerkes dienen, damit die Gesellschaft ihre Kokereianlagen und ihre Eisenerzgruben in Luxemburg und Lothringen möglichst rationell ausnützen kann. Die Ansammlung von Lagerbeständen an Rohstoffen, die bei jedem Konjunkturwechsel fühlbar war, soll dadurch unmöglich gemacht werden, daß alles Roheisen und aller Koks in eigenem Betrieb weiter verarbeitet wird. Diese Diversifizierung der Großbetriebsproduktion bringt den Werken, die auf die Verfeinerung von Rohstoffen angewiesen sind, eine starke Konkurrenz. Der Gegensatz zwischen den traustartig angelegten Establishments und den Einzelbetrieben, wie, zum Beispiel, den reinen Walzwerken, wird zu noch schärferem Ausdruck kommen. Die Weiterexistenz der nicht gemischten Unternehmen wird unter den neuen Verhältnissen kaum zu sichern sein. Auch da wird noch viel Kapital verloren gehen, das man zu den Verlusten, die der Konzentrationsprozeß mit sich gebracht hat, hinzurechnen muß. Da Gelsenkirchen mit dem Ausbau seiner Anlagen bis zum Jahr 1912 fertig sein will, so ist die künftige Stellung zur Frage der Verlängerung des Stahlwerkverbandes schon skizziert. Dessen Vertrag läuft am dreißigsten Juni 1912 ab. Der erweiterte gelsenkirchener Konzern aber wird natürlich im neuen Vertrag eine wesentlich höhere Beteiligung fordern, als er heute hat. Auch die anderen Gemischtbetriebe werden gezwungen sein, im Lauf der Zeit die Schritte Gelsenkirchens nachzumachen. Vielleicht bewirkt das neue elektrische Verfahren in der Stahlerzeugung und die dadurch möglich gewordene Ausnützung der in Luxemburg und Lothringen lagernden Minetteerze, daß die Hauptstätten der deutschen Stahlproduktion vom Westen mehr nach dem Südwesten verlegt werden. Das würde das Vorgehen der Gelsenkirchener erklären, aber auch die Vermuthung bestätigen, daß das Finanzgeschäft von Gelsenkirchen nur der Anfang einer ganzen Reihe ähnlicher Transaktionen sein wird. Dem Stahlwerkverband wird, rebus sic stantibus, der Kampf ums Dasein nicht leichter gemacht, als er bei der Erneuerung des Vertrages war. Denn die Tendenz, Einzelkonzerns zu schaffen, verschärfte sich, wenn die Leistungsfähigkeit der einzelnen Betriebe steigt. Im Uebrigen sind die äußeren Umstände, unter denen sich der Wechsel in der Ausgestaltung des Montangewerbes vollzieht, sehr ungünstig. Die Halbjahresabschlüsse der Laurahütte und der Dortmunder Union genüßten kaum bescheidenen Ansprüchen. Und die Erläuterungen, die von der Verwaltung der Laurahütte gegeben wurden, klangen nicht heiter. Dann sehe man sich einmal die Kurse an:

	2. Januar 1908	2. Januar 1909	24. März 1909	Zeichende
Gaspower	194,25	194,75	183,50	11
Gelsenkirchen	184,30	191,60	177,90	9
Wismig	168,25	178,25	158,30	11
Kleinsteel	160,25	167,30	155,50	11
Laurahütte	216,75	199,90	186,50	10
Wismarhütte	279,—	257,—	212,—	16
Dortmunder Union	289,50	306,—	343,75	17
Stollwerber	233,—	205,50	241,25	14

Bei den westfälischen Papieren findet man erhebliche Kurzeinbußen, die nur zum kleinsten Theil durch politische Sorgen zu erklären sind. Von den Ostelbiern fallen Rattowitzer und Donnersmarthütte durch starke Mehrwerthung auf; sie haben sich die Gunst der Spekulation zu erwerben gewußt. Neben der Qualität der beiden Gesellschaften, die in gutem Ertrag (Rattowitz hielt seine Dividende aufrecht; Donnersmarthütte zahlte drei Prozent mehr als im vorigen Jahr) und in einer sicheren finanziellen Struktur zum Ausdruck kommt, haben Gerüchte über eine angeblich beabsichtigte Fusion mitgewirkt. Bei der Donnersmarthütte ist auch der Austausch Jarislowsky gegen Deutsche Bank von Bedeutung gewesen. So lange der Bankier Jarislowsky die Geschäfte der Hütte lenkte, blühte das Unternehmen im Verborgenen; gewann dadurch vielleicht an innerer Kraft und häufte Offene und Stille Reserven. Dann kam die allgewaltige Deutsche Bank: und die Donnersmarthütte wurde „modernisirt“, die Aktie zur Favoritin der Spekulation und von Konzentration und Theasaurierung war seitdem nicht mehr die Rede. Nun wird das Kapital erhöht; und die Donnersmarthütte bleibt, bis auf Weiteres, der feinste Tip der östlichen Ecke Deutschlands. Oberschlesien ist zu neuem Leben erwacht. Die Auseinandersetzungen zwischen den beiden großen Gruppen, der Oberschlesischen Stahlwerkgesellschaft und der Schlesischen Montangesellschaft, währen schon Wochen lang und man erwartet noch immer große Ueberraschungen. Oberschlesien hat, wie ich hier schon sagte, noch manche Chance vor sich, die für Rheinland-Westfalen nicht mehr gilt. Aber die Basis ist im Osten weniger breit als im Westen und besteht fast nur aus Kohle. Ladon.



Gogol.

„Wuschkin stammt aus zwei Wurzeln“, sagt Gogol. Die eine nennt er „Lösung von der Erde und der Wesenheit, Streben nach dem Reich körperloser Visionen“; er meint damit das Prinzip des Geistigen, des Körperlosen, Dessen, was man, im Gegensatz zum Heidenthum, mit „Christenthum“ bezeichnet. Die andere nennt er: „Gebundensein an die Erde und an den Leib, an die greifbare Wesenheit“; es ist das Prinzip des Körperlichen, Dessen, was man heute noch, im Gegensatz zu „christlich“, „heidnisch“ nennt. Ob Gogol ahnte, daß diese Analyse auch auf ihn zutrifft? Ob er wußte, daß auch er auf diesen beiden Urprinzipien fußt? „Noch nie habe ich solche heitere Seligkeit gekostet. O Rom! O Italien! Dieser Himmel! . . Diese Lust! . . Ich trinke: und kann mich nicht satttrinken, ich sehe: und kann mich nicht sattsehen. Noch nie war ich so froh, so glücklich.“

Gogols Freunde erzählen: Als er in Rom in der Villa Wolkonskij beim alten römischen Aquaedukt lebte, pflegte er ganze Tage unbeweglich, mit glühenden Wangen, auf einer Arkade zu liegen und in den blauen Himmel, auf die herrliche tote Campagna zu schauen. „Italien ist mein! Rußland, Petersburg, der Schnee, die Schurken, Ministerien, Katheder, Theater: das Alles war nur

ein Traum. Jetzt bin ich in meiner Heimath erwacht.“ Einen seiner Briefe, datirt er nach der altrömischen Zeitrechnung, statt nach der christlichen: „Im Jahr 2588 nach Roms Erbauung“. Er wollte wohl für einen Augenblick die Geburt Christi vergessen und die 1835 Jahre des Christenthums waren für ihn, wie „Rußland, Petersburg, Schnee und die Ministerien“, nichts als ein Traum. Natürlich war es nur ein Scherz; wenn wir aber an das damalige Verhältniß Gogols zum Christenthum denken, so bekommt dieser Scherz eine ganz eigene Bedeutung. In dem Brief heißt es weiter: „Als ich Rom zum zweiten Mal sah, hatte ich das Gefühl, es sei meine Heimath, die ich vor Jahren verlassen hatte, in der aber meine Gedanken immer wohnten. Oder so: es ist nicht meine Heimath, sondern die Heimath meiner Seele, das Land, in dem meine Seele noch vor meiner Geburt gelebt hat.“

Weber Bethlehem noch Golgatha, sondern „die herrliche tote Campagna“ war die Urheimath Gogols. Das heidnische Alterthum hat er nicht nur erfasst und gefühlt: er hat in ihm gelebt. So haben wohl nur noch zwei Menschen im neuen Europa, zwei große Apostaten des Christenthums, Goethe und Nietzsche, gelebt. Rom, *πόλις* bedeutet Kraft, körperliche Stärke. Rom ist die größte und letzte Verkörperung eines der zwei Urprincipien, von denen Gogol bei seiner Beurtheilung Puschkins spricht: Rom ist das stärkste Band, das den Menschengeist an „Erde und Leib, an die greifbare Wesenheit“ fesselt: Alles, was früher und später war, erscheint in Vergleich zu Rom gespensterhaft, unkörperlich, imaginär. In Rom zuerst sprach ein Mensch die Worte: „Noch nie habe ich solche heitere Seligkeit gekostet“ (Gogol) oder die Worte des goethischen Prometheus. Jedes Geschlecht und jeder Stamm brachte nach Rom, als einen Baustein für das weltumfassende Gebäude, eine besondere Stärke seines Leibes und eine besondere Lust am Sein mit; sie alle kamen mit ihren Göttern unter den irdischen Himmel des heidnischen Pantheons; zum Schlußstein der mächtigen Kuppel aber wurde das Wort: „Die Erde ist ein Himmel, der Mensch ist ein Gott.“

In der Tiefe seiner kleinrussischen Kosakenseele, in den Urelementen seines Stammes und seiner Sprache ahnte Gogol, trotz allen „körperlosen Visionen“ des Christenthums, Etwas, das dem Christenthum vom Urfang entgegengesetzt ist: die Lebenslust und die Leibeskraft des Heidenthums, die unerschütterliche Feste des „irdischen Himmels“. Aus Petersburg, der Stadt „des Schnees, der Schurken und der Ministerien“, schrieb er einmal seinem kiewer Freund Magimowitsch: „Bei Gott, wir sind den Urelementen ganz schrecklich entfremdet! Wir können jetzt das Leben nicht mehr so leicht nehmen wie die alten Kosaken. Hast Du jemals versucht, morgens beim Aufstehen im Nachthemd einen Tanz aufzuführen? Höre, Bruder: wenn all das Traurige und Freudlose, das in unseren Seelen aufgespeichert liegt, herauskönnte, weiß der Teufel, was dann geschähe! Je stärker die alte Trauer an der Seele rührt,

desto lauter sei der neue Jubel. Etwas Vorzügliches giebt es in der Welt: eine Flasche guten Weines. Entsetze sie und gleich nach dem ersten Glas wirfst Du neues Leben in Dir spüren. Am anderen Tag aber rühre Dich und arbeite mit eiserner Kraft." Diese „eiserner Kraft“ heißt in der Sprache des vollendeten Weltbewußtseins *śamān*, Rom; in der Sprache des Elementar-Unbewußten „Gebundensein eines jeden Volkes an sein Land und an seinen Leib“, an seine heidnische Urmatur. Gogol scherzt freilich auch hier; doch klingt auch in diesem Scherz die selbe Sehnsucht nach seiner alten Heimath, die Sehnsucht, mit der er in die herrliche tote Kampagna blickt.

Aus diesen Urquellen kommt Gogols Lachen. „Die ausgelassene Lustigkeit, die in meinen ersten Werken bemerkt wurde, entsprach einem seelischen Bedürfniß. Mich überfiel oft eine unerklärliche Trauer. Um mich selbst zu zerstreuen, erfand ich nun all das Komische, das ich überhaupt erfinden konnte. Ich erfand komische Personen und Charaktere und brachte sie in komische Situationen, ohne dabei an den Zweck und den Sinn dieses Thuns zu denken. Meine Jugend reizte mich.“ Später, als er diesen Urquellen ferner war, wurde sein Lachen zu einem „Lachen durch Thränen“, zu einem grausamen Werkzeug eines grausamen Wissens, zu einem Anatomenmesser, mit dem er das Leben wie eine Leiche aufschlitt. Im Anfang war es aber nur ein Lachen des Lachens wegen, ein Ueberfluß an Leben, Jugend und Freude. Er berauschte sich an seinem Lachen wie an Wein; er wärmte sich an ihm bei der petersburger Kälte, wie an den Strahlen seiner heimathlichen kleinrussischen oder römischen Sonne. Jedenfalls ist Gogol als junger Kosak, der im Hemd einen lustigen Tanz aufführt, eben so echt und bedeutend wie als griechgrämiger Mönch, der von den körperlosen Visionen und von den Schrecken des Jenseits predigt.

Aus diesem Urheidenthum stammt auch seine sonderbare teuflische Wollust, die so graß von unserem christlichen Begriff des geheiligten Ehebettes absticht.

Ein Biograph sagt: „Ich glaube, daß Gogol nie Etwas von der Liebe zu einem Weibe gewußt hat.“ Man kann auch wirklich in der ganzen Lebensgeschichte Gogols nichts von Liebe oder Verliebtsein entdecken. Der Arzt, der ihn vor seinem Tode behandelte, bezeugt: „Er hat seit langer Zeit keinen Geschlechtsverkehr gehabt und behauptet, nie ein besonderes Verlangen nach noch eine große Befriedigung in solchem Verkehr gefunden zu haben.“ Der junge Gogol schrieb einmal an einen verliebten Freund: „Ich verstehe recht gut Deinen seelischen Zustand und fühle mit Dir, obwohl mich das Schicksal bisher vor ähnlichen Erlebnissen bewahrt hat. Und ich bin ihm dankbar: hätte ich Feuer gefangen, so wäre ich im Nu zu Asche verbrannt.“ In der Erzählung „Wij“ finden wir eine charakteristische Stelle. Das schöne Hegenfräulein kommt in den Stall, wo der Knecht Mikita gerade ein Pferd putzt. „Laß einmal, Mikita“, sagt sie zu ihm, „ich will mein Füßchen auf Deinen Nacken setzen.“ Der dumme Mikita

freut sich und sagt: „Nicht nur Dein Füßchen darfst Du draussehen: kannst auch ganz aufsteigen.“ Das Fräulein hob den Fuß, und als er das nackte, stramme weiße Bein sah, war er wie begehrt. Der Narr krümmte den Rücken, sagte mit beiden Händen ihre nackten Beine und begann, wie ein Pferd zu galoppieren; wo sie mit ihm bei diesem Ritt überall hinkam, wußte er nicht mehr; doch als er heimkam, war er halbtot und von diesem Tag an ging es mit ihm bergab, er magerte ab, glich bald einem Spahn, und als man einmal im Stall nach ihm suchte, fand man nichts als ein Häuflein Asche und einen leeren Eimer: er war verbrannt, ganz von selbst verbrannt!“ Klingt es nicht wie eine Wiederholung des Bekenntnisses Gogols: „Ich wäre im Ru zu Asche verbrannt“, wie der arme Knecht Nikita? „Zu meinem Glück“, fährt Gogol fort, „hatte ich Willenskraft genug, um der Versuchung, in den Abgrund zu schauen, widerstehen zu können.“ Die Nacht, die ihn den Frauen fern hält, ist keine Schwäche, sondern eine ganz besondere Form orgiastischer Wollust; ein Schweigen bedeutet nicht den Tod, sondern eine übermäßige Fülle, eine schwüle Ruhe, eine Gewitterspannung des Geschlechtes. „Als der Philosoph Shoma Brut mit der Herge auf dem Rücken durch die Lüfte flog, sah er tief unten im Teich ein Niglein auftauchen, er sah ihren Rücken und ihr Bein, sie war voll herrlicher Rundungen, ganz elastisch, wie aus zitternden Lichtstrahlen geboren. Ihre weichen Brüste leuchten matt wie ungebranntes Porzellan, ganz diaphan im Sonnenlicht. Sie hebt und lacht im Wasser. „Was ist denn?“ denkt der Philosoph im Vorbeisliegen. Schweiß rinnt von ihm in Strömen, er hat ein teuflisch-süßes Gefühl einer durchdringenden, quälenden Wollust.“ „Die Jungfrau leuchtet im Wasser wie in einem gläsernen Hemd; ihre Lippen lächeln, ihre Wangen glühen, ihre Augen locken Einem die Seele aus dem Leibe . . . Sie verbrennt in Liebe, sie küßt Dich tot . . . Entfliehe, Du Christenmensch!“ Das ist doch die äußerste Grenze der Wollust, die eben so schrecklich ist wie die äußerste Grenze des Lebens. „Im zarten silberweißen Nebel kuschelten Mädchenleiber, leicht wie Schatten. Wie aus durchsichtigen Wolken waren sie gemeißelt und der silberne Mond durchleuchtete sie.“ („Wai-nacht“). Diese weißen durchsichtigen Mädchenleiber verfolgen Gogol überall; selbst auf dem Gouverneur-Ball in den „Toten Seelen“ taucht neben Tschitschkow ein junges Mädchen auf: „sie war allein weiß und durchsichtig in der trüben und undurchsichtigen Menge, wie eine Vision aus einer anderen Welt, wie ein Niglein im trüben, dunklen Teich“. Diese „durchsichtigen, leuchtenden, aus Wolken gemeißelten“ Nigenleiber sind von der selben Art wie die Leiber der alten Götter; es ist das selbe mystisch-wirkliche, besessene Fleisch, der stärkste Gegensatz zu der „christlichen“ fleischlosen Geistigkeit; leicht und doch unvergänglich fest, wie die „Feste“ des Himmels. Dies ist auch die eine der zwei „Urquellen“, die sich in Gogol vereinigen; es ist das Prinzip des Fleisches.

„Bei einer Nige“, fährt der Erzähler fort, „war der Leib nicht so durchsichtig wie bei den anderen: in seinem Innern war ein schwarzer Kern.“ Auch in Gogol, in der heidnischen Urquelle seiner Lustigkeit und seines Lachens steckt ein solcher schwarzer Kern. Es ist der schwarze Punkt, in dem sich die beiden Welten, die beiden Pole berühren und den grenzenlosen mystischen Schrecken gebären. Einen solchen Punkt giebt es auch schon im alten Hellaß: auch dort erklingt in der heitersten, seligsten Stunde des Mittags ein entsetzlicher Schrei, ein geheimnißvoller Ruf: die Stimme Pans, vor der alles Lebende in namenlosem Grauen entflieht. Gogol kennt diese Stimme: „Ich habe diesen Ruf schon oft in meiner Kindheit gehört: manchmal hörte ich hinter mir ganz deutlich meinen Namen nennen. Das geschah in den heitersten sonnigen Tagen, als sich kein Blatt rührte, keine Brille die Ruhe störte und kein Mensch in der Nähe war. Aber selbst die wildeste Gewitternacht im Walde mit der ganzen Hölle der Elemente konnte mich nicht so erschrecken wie diese grauenhafte Stille unter dem wolkenlosen Himmel. Ich lief leuchtend und zitternd aus dem Garten und beruhigte mich erst, wenn ich irgendeinem Menschen begegnete, dessen Gegenwart mich von der schrecklichen seelischen Leere befreite.“ („Gutsbesitzer der guten alten Zeit.“)

Der Sinn des „panischen“ Schrecken wurde erst an dem Tag offenbar, an dem Christus geboren wurde und der große Pan starb. Das Ende des Heidenthums ist der Anfang des Christenthums; das Ende des Irdischen der Anfang des Himmlischen: das Ende des Fleisches der Anfang Dessen, was jenseits vom Fleische liegt.

Den schrecklichen „geheimnißvollen Ruf“ hört Gogol auch in Puschkins Dichtung. Er sagt: „Der Dichter war ganz vom Anblick des Kasbek, auf dessen Gipfel ein Kloster liegt, hingerissen; das Kloster erschien ihm als eine im Himmel schwebende Arche:

O Hasen, heiß erseht und fern!
Ich strebe zu der Gnadenquelle,
Will aus den Schluchten mich befreien
Und in der lichten Wolkenzelle
Dem Schöpfer ewig nahe sein!“

(Puschkin: Das Kloster auf dem Kasbek.)

Hier liegt die zweite der Urquellen, die er in Puschkins fließen hörte. Sie kam auch später in Gogol zum Durchbruch; und mit viel größerer Macht als bei Puschkins. Im Jahr 1842, am Vorabend seiner Bekehrung zum Christenthum, schrieb er: „Ich bin nicht für den Lärm des Alltags bestimmt; mit jedem Tag und mit jeder Stunde bin ich mehr davon überzeugt, daß es kein besseres Los auf Erden giebt als das Los des Mönchs.“ Es zog ihn in Puschkins „lichte Wolkenzelle“ hin. In der Stille des heidnischen Sommertages hört er plötzlich, wie Jemand seinen Namen nennt; schrecklich war dieser Ruf aus der anderen Welt, denn er bedeutete Gogols Tod.

Moskau.

Dmitrij Merschkowstij.

II.

Mit dem Herbst zog 1829 ein junger Bursch in Petersburg ein. Er zählte kaum zwanzig Jahre, war klein und unscheinbar, mit kurzen Beinen und langem Rumpf und einem Gesicht, in dem auf den ersten Blick nur die große Nase und eine dicke Haarsträhne merkwürdig erschienen; die ungeberdige Strähne verdeckte fast immer die Stirn und später erst, bei genauer Betrachtung, sah man in den kleinen bräunlichen Augen einen unruhigen Feuerchein blinken, den Reflex nagender Reugier und sehnsüchtiger Schwärmerei, der das Fuchsgesichtchen des Kleinen gar seltsam bestrahlte; dazu eine unappetitliche Kleidung und die Leutescheu des ängstlichen Provinzials, der nach der Hauptstadt gekommen ist, um Bekanntschaften anzuknüpfen und sein Glück zu machen, und der nun schüchtern doch vor jeder Verührung mit Fremden erzittert. Kein Held also für galante Händel, kein Hättselhündchen für müßige Damen; nur ein armer, blöder Junge, der in der Residenz des schrecklich großen Nikolaus einen Lshin, irgend ein Aemtchen erhaschen wollte. Er kam vom Süden, aus der Ukraine, dem Bunderlande, das Türken und Polen beherrscht und verhaßt haben und das die Spuren orientalisch lärmender Brunkherrlichkeit bis heute bewahrt hat. Da war, in der Gegend von Boltawa, unser Nikolaus Wassiljewitsch Gogol geboren worden, da hatte er, ein Kind kriegerischer Kosakenhorden, die Jugendjahre verlebt: im Sommer auf der duftenden Steppe, die der Blick weithin übersieht, im Winter im armseligen Häuschen, hinter verkitteten Fenstern. Nun suchte er staunend sich in der künstlichen Schöpfung Peters zurecht. Alles war ihm fremd: das Klima, die Stadt, die Menschen und Sitten. Nur die Einheit im orthodoxen Griechenglauben hält Kleincrussen und Moskowiter zusammen; und allzu viel Frömmigkeit brachte der Enkel der wilden Saporoger aus der Heimath nicht mit. Er war nicht heiter, eher für die Nachtseite des Lebens bestimmt; aber aus der süßen Melancholie, in der ihm am Wohlsten war, flackerte mitunter doch eine flüchtige Ausgelassenheit auf, eine Lust an boshaftem Spas und grinsender Vergnüglichkeit. Der Grobkrasse, der von Europens Kultur nicht betöndchte, ist schwerfällig und bedächtig und seine zähe Bauernschlauheit weicht nur in den langen Räuschen und wüsten Wollästen der Festtage, die der Kirchenkalender oder der Branntweindurst ihm bezeichnet; der Kleincrusse ist südländisch leichtsinnig und launenhaft, immer zu jähen Entschlüssen bereit, um den nächsten Morgen stets unbekümmert, ein Phantast, dem in das letzte Richern schon die erste Thräne rollt, nicht ein ruhig rechnender Geschäftsmann. Nikolaus Gogol hatte sich den jungen Kopf mit glänzenden Soldatengeschichten und roman-

tischen Kosakenabenteuern vollgepfropft, mit Familiensagen, die ihm die einbildnerische Kraft mächtig erregten: und sollte nun Akten schreiben und im Verwaltungsdienst langsam die Leiter erklimmen; er war unter frohen Menschen am Asowmeer ein freier Bursche gewesen und sollte im Großrußland des Schreckenspatriarchen nun ein kümmerlicher Uhinownik sein.

Das ging nicht lange. In das eintönige Federgekrache der Schreibstube summten die Volksweisen der Steppenhapsoden lockend hinein und schmeichelten den Gefesselten aus dem engen Gefängniß. Die bunte Bühnenwelt schien auch diesem Lechzenden zuerst eine Stätte phantastischer Freiheit: Erscheinung und Stimme reichten zum Schauspieler nicht aus. Er wollte Erzieher werden: in den Häusern des Adels wurde der Scheue nicht heimisch; der Suchende konnte kein Führer sein. Von der Katheder, dachte er, kann Jugend auf Jugend wirken: nach der Antrittsvorlesung war sein Feuer verflaccet. Was nun? Ein Rothhafen nur winkte dem Schiffbrüchigen, ein Beruf, der die Freiheit des Geistes und die Möglichkeit weiter Wirkung vereinen konnte: die Literatur; sie ist immer das letzte Asyl, die Zufluchtsstätte der Verzweifelnden; sie nährt, redlich oder auch unredlich, Schaaren von Deklassirten und krönt aus der Masse den Einen, der für die Sendung ausgewählt ist. Eines schönen Tages war Nikolai Gogol ein bei den Zeitungslesern beliebter Geschichtenerzähler geworden, Schukowstij und Puschkin nahmen sich des Kosakenproffen an, — und nun ging es in raschen Sprüngen bergauf: er war nach Petersburg gekommen, um ein kleiner Beamter zu werden, und wurde ein großer Dichter.

Ein Dichter war damals, in den dreißiger Jahren, ein wüster, ein höchst genialischer Herr, der die Weiber am Narrenseil führte, die Nächte am Spielisch verschlemmte und bei Tage neben dem Absynthglas rasch ein paar rassende Verse hintrikelte. Byron und Musset waren die großen Muster, denen die Kleinen nacheifern mochten und von denen auch die Ausgewachsenen sich in allen Landen bethören ließen. Ein Dichter von 1830 mußte den romantischen Helmbusch tragen, mit Göttern und Helden auf Du und Du stehen und die Sittengrenzen der Bürgerlichkeit herrenmoralisch verachten; sonst wurde er nicht für voll angesehen. Es war die Zeit des Rainszeichens und des Künstlermartryiums: der vom düster drohenden Verhängniß Betroffene trieb sich als Seher und Räuder traurig umher und die besten Weine und die schönsten Mädchen waren gerade gut und schmachhaft genug, um dem unter der Genielast Keuchenden die Erdenwanderung zu erleichtern. Rationale Verschiedenheiten wurden, da man von der Geburt Rousseaus und des Liberalismus eine neue Aera für die beglückte Menschheit datirte, nicht anerkannt und die Romantiker-

uniform verbarg wirklich dem an der Oberfläche haftenden Blick die Unterschiede im Buchs und im Wesen. Die nationalen Merkmale verschwimmen jedesmal, wenn ein großes, ein, wie man früher gern sagte, allgemein menschliches Ziel die Geister verlockt, ein politisches oder soziales; wir suchen sie heute, im Zeitalter der internationalen Klassenkämpfe, wieder vergebens und die Franzosen lächelten leise, als sie in dem Dichter der Weber einen unter dem Germinal-eichen gezeugten Landemann erkannten. In den dreißiger Jahren hatten Chateaubriand, die Sand und Heine der Romantik noch nicht die Wendung ins Sozialreformatorsche gegeben; um politische Ideale, die wir heute kühl belächeln sehen, tobten damals noch hitzige Kämpfe und die Gedankenwelt der Encyclopädisten und Robespierristen wirkte durch ganz Europa als große Gleichmacherin. Alten Vorurtheilen und entfittlichter Sitte wurde der Krieg erklärt, auf feudale Verchanzungen der Sturm gewagt und die neue Botschaft vom herrlichen Leben in Freiheit und Gleichheit verkündet. Die Poeten schritten in schillernder Bracht den Kämpfern voran und zeigten in bunten Bildern die gewandelte Welt. Eine Welt, die selbst in der Dichtung nur nach Bonaparte möglich erschien; Kalaien freiten da Prinzessinnen, blasirte Lords höhnten Gott und den Teufel und lüstern wellenden Dinnen wurde eine neue Jungfernschaft angeliebt. Die europäische Dichtung sah aus wie eine Stube beim Großreinmachen: kunterbunt war der Hausrath durcheinandergethürmt, an den Fenstern fehlten die Gardinen und der Fußboden verschwand fast in lauem Thränengewässer. Die Dichter aber lachten der Verwirrung und meinten, sie fänden sich schon zurecht, viel besser sogar als in der ordentlichen Korrektheit, und die Anderen, die Nichtgenialen, sollten eben sehen, wo sie blieben. Als sie Das vernahmen, wurden diese Anderen doch ein Bißchen unruhig, weil sie merkten, daß es mit der Gleichheit wieder einmal nichts war, daß seit den Tagen der Feudalherrschaft und der Klassiker nur der Kleiderschnitt sich verändert hatte und daß statt des Rechtes der Legitimität nun das Recht des Genies und der Leidenschaft gelten sollte. Und diese Anderen waren die Mehrheit.

Da begann, ganz leise zuerst, die Abkehr von der Romantik. Victor Hugo merkte in seiner Gottähnlichkeit nichts davon, als er Cromwell und Hernani schrieb und in pathetischen Vorreden dem Erdkreis meldete, die einzig wahre, einzig beglückende Dichtung sei jetzt erst erfunden. Ihn trug der Zauber-mantel des lyrischen Magus noch bis zum höchsten Ruhmesthron in den Wolken empor; unten aber, im nächtigen Reich der Schwarzalben, rüsteten schon die Erben und zwangen, nicht sehr viel später, auch den Brunnjüchtigen, von Maria Tudor und Don Carlos den stilleren Pfad zu den Travailleurs de

la mer und den Misérables zu suchen. Man war mit romantischen Abenteuerlichkeiten überfütterter worden: nun wollte dem müden Gaumen die gepfefferte Kost nicht mehr munden; von den Großen und Genialen hatte man lange genug Ueberschwängliches gehört: nun heischten die Kleinen und Mittelmäßigen ihr Recht; eine gepuderte Menschheit war durch die Dichtung stolzirt: nun sollte der waltirte Romantikerock in die Rumpelkammer wandern und die Volkseindividualität in natürlichem Buchs sich enthüllen. Die Großindustrie und die Bourgeoisie waren, in frühen Formen vorläufig, entstanden, die Hörigen mußten, um brauchbar zu sein, jetzt Etwas lernen und das demokratisirte Gewimmel mochte von Helden und Fürsten und Geniemärtyrern einstweilen nun nichts mehr hören. Dickens und Balzac wurden die Deuter der neuen Zeit in Europa; und in Rußland erwuchs der erste russische Dichter. Rußland hatte bis dahin die literarische Mode Europas mitgemacht; unter Katharina war der Encyclopädistengeist in die dünne Oberschicht des Zarenreiches eingedrungen, Wislins leichte Lustspielsatiren fanden rasche Erfolge und Derschawin hatte auf Kommando ein Hofodendichtung geschaffen; dann waren zwei starke und feine Tyrifer erstanden, Puschkin und Lermontow, die sich romantisch verummten und zu früh starben, um aus den Banden des europäischen Liberalismus ihre russische Seele retten zu können. Jetzt erst, als in Europa das Sehnen nach schlichter Wahrhaftigkeit und deutlich bestimmten Zuständen die parfümirte Literatur einer Fabelwelt über den Haufen wehte, jetzt erst erwachte auch der slavische Genius aus seinem Schlummer und neben dem großen Kritiker Bjelinskij reckte der große Dichter Gogol sich auf.

Es roch in Rußland damals garnicht nach neuer Literatur. Zwar, ganz so schlimm war der erste Nikolaus nicht, wie er jetzt durch die Legende schreitet: er schwang nicht nur das Stöckchen, sondern liebte auch die Ilias, die in manchem modernen Lande manchem Minister wohl ein Buch mit sieben Siegeln ist, und es geschah ihm, daß er im Kreis der homerischen Helden den Beginn eines Hofballes verträumte. Behaglich war aber die Atmosphäre nach dem Dekabristenaufstand und dem Türkenkrieg im Zarenreich gerade nicht; die feineren Geister kränkelten in der Wurzel und über den Höhen der Gesellschaft zogen sich dräuende Ungewitter zusammen. Die geistig nach Westländermode Gekleideten, die Sapadniki, schämten sich, Russen zu sein; sie hatten den Duft der europäischen Kultur gierig eingefogen: und die Mischung aus Suchten, Schafpelz und Wodka stieg ihnen nun unangenehm in die Nase; sie hatten in Frankreich, während der Invasion, die Bonnen eines frohen Leben in Freiheit kennen gelernt: der enge Zwang ward ihnen nun, als sie von der Loire

an die Rewa heimkehren mußten, doppelt lästig und ihr Sehnen langte, wie einer der Dekabristen später schrieb, nach der Möglichkeit, Frankreich nach Rußland zu importiren. Diesem Versuch war das nikolaitische Zeitalter nicht günstig und deshalb geschah, was immer geschieht, wenn zwischen dem Willen der Herrschenden und dem Anspruch der Gebildeten eine Kluft sich aufthut: es gab eine Entfremdung, eine leise Lösung von allem vaterländischen Wesen. In einem Volk von Analphabeten konnte der harte Druck auf vorwärts drängende Geister nicht eine Massenerkrankung bewirken; in der Oberschicht aber, die seit Swans und Peters Tagen zu Gunsten der Selbstherrlichkeit immer mehr erniedert und atomisirt worden war, nistete die Unzufriedenheit sich ein, die Unlust am trägen Beharren im Sumpf und die bohrende Sehnsucht nach den neuen Heilsgütern der Freiheit und Gleichheit. Lyrisch gestimmte Seelen, wie Puschkin, suchten in hitzigen Leidenschaften den Trost, betteten sich, wenn sie müde waren, dann in die wärmende Decke des Byronismus und belächelten vornehm die altmodische Nummerei, die von den Söhnen Nikits bei strenger Strafe amtlich noch immer gefordert wurde. Andere, denen politischer Groll die Galle überlaufen ließ, sagten in schriller Rede sich von der Heimath los und verkündeten lärmend, dem Rußenvolk sei in der Menschheitsgeschichte keine Zukunft beschieden. Von dieser Art war Peter Ischaadajew, der Verfasser des berühmten Philosophischen Briefes, der die Russen den unehelichen Kindern verglich, weil ihnen mit ihren Nebenmenschen jede Verbindung fehle. Ischaadajew war als Persönlichkeit unbeträglich und seine Urtheile sind heute werthlos, aber er ist als der früheste Träger einer Zeitstimmung interessant, die für die Arbeit der Nihilisten damals die ersten Maulwurfshügel aufwarf.

Im Jahr 1836, als Ischaadajews Brief im Teleskop erschien und zum Kriegsmanifest der frondirenden Jugend wurde, hatte Gogol eben die Kette abgestreift, die ihn noch an das längst nicht mehr geliebte akademische Amtchen band, und war, jauchzend tief ers durch die Straßen, wieder ein freier Kosak geworden. Ein Kosak und ein Dichter, aber nicht ein Politiker. Unkluge Leute, die aus staubigen Literaturgeschichten um Mitternacht eilig Bazarweisheit sammeln, haben ihn zu einem Genossen Ischaadajews gemacht und sein ragendes Werk zu einer politischen Satire heruntergepukt, die das System des schlimmen Nikolaus mit tödlichem Streich treffen sollte. Das klingt immer gut, ist billig und schmeichelt dem freien Bürgerstolz sich sehr freundlich ins Ohr; leider ist's nur nicht wahr. Gogol war immer ein Dichter, der Menschliches menschlich sah, und die satirische Grundstimmung seines Wesens ließ sich niemals in maulheldischen Radikalismus locken; er hat, wie jeder rüstig

Schaffende, auch politisch gewirkt, aber nicht in der Richtung des Nihilismus; Tolstoi, nicht Turgenjew, hat sein Werk fortgeführt und mit besserem Recht als Ischaadajew kann selbst Katkow sich seinen Verwandten nennen. Es war ein Glück für das Land, daß in dem Augenblick gerade, wo dumpfe Verzweiflung die Besten ergriff und alle Leuchtfeuer der Hoffnung ausgelöscht schienen, ein Dichter erstand, der aus dem Volke kam, an das Volk glaubte und selbstempfundene Lust und selbst erlittenes Beh in wunderbar summende Weisen zu lösen vermochte. Rußlands nationalste Dichtung drang aus Gogols „Mantel“ ans Licht.

Die Weise war neu und sie brachte bald, trotz der dünnen und zarten Instrumentirung, alle anderen Töne zum Schweigen. Orgiastische Bonnen und Weltenefel, Mondscheinschwärmerei und Menschenverachtung, heiße Leidenschaft und tückischer Verrath: die Saiten der glühenden Lyra waren allgemach abgespielt und ein neues Stück wollte sich nicht gestalten. Die Maskenfeste, bei denen eine schwarzäugige Schöne entführt und ein Herzensbund hastig, in einer Syringenlaube, geschlossen wurde, waren ja herrlich gewesen und den Dichter, der zur Laute die pomphaften Abenteuerlichkeiten sang, hatte lange reichlicher Beifall belohnt. Nun aber war des festlichen Lärmens genug; die Nachahmer verstümperten die Serenaden und Trauermärsche, die Maskenzüge erschienen beim Sonnenaufgang fahl und verschliffen. Die Welt war bürgerlich geworden, blanke Schwerter und Bojarenkoller sah man nicht mehr und das Gefribbel im dunklen Kleid heischte in der Poesie nun das Heimathrecht. Die Aelteren suchten vergebens den volksthümlichen Ton; sie wurden den romantischen und rhetorischen Uberschwang nicht mehr los und das Bemühen Puschkins, vom Barnas in die russische Ebene herunterzuklettern, erlahmte auf halbem Wege. Auch Gogol brachte aus der bunten Steppe und aus den Erinnerungen an kriegerische Familiensagen einen balladesthen Ton mit, der deutlich das Epos von Taras Bulba durchklingt, das Heldenlied vom Roland der Ukraine. Es war nicht mehr der Romantiker-ton, eher ein Echo aus der fernen Welt alter Heroengedichte; aber dieses erste große Werk, dessen homerische Fülle und rabelaisische Verbheit den Feinschmecker Mérimée entzückten, war zugleich auch ein Abschied, eine Trennung von den Träumen der Jugend. Wie um die Kosakensteppe Süden und Norden streiten, wie da dem prangenden Orientssommer rasch ein eisiger Winter folgt, so hatten um die Dichterseele Gogols auch zwei Welten gestritten, so war in den lachenden Lenz seines frohen Schaffens der erste nordische Reif gefallen. Der unter den Polenstreichenden hinsterbende Taras sieht prophetisch die Zeit, wo der großrussische Islam die erwürgte Kosakenfreiheit rächen wird, und der Dichter sendet der

Heldenmär und der Heimath den letzten, klagenden Gruß. Jetzt ist's mit der Abenteuerlichkeit vorbei, vorbei mit dem wilden Leichtsinne des Saporogers: Feiertagsstimmung lagert sich um ihn, evangelische Frömmigkeit und der Kleinst- ruffe zieht aus, dem großrussischen Menschen poetische Tröstung zu bringen.

Er findet zweigute Führer: Cervantes weitet ihm die Weltanschauung, Puschkin schenkt ihm den für seine Eigenart passendsten Stoff. Der große Lyriker, der selbst die neue Weisenicht vermochte, wußte doch ganz genau, wie sie klingen sollte, und erkannte das merkwürdige Genie des jungen Genossen sogleich; er sah, daß in Gogol der Meßias der unendlich Kleinen erstanden war, der Dichter der Kümmerlichen aus dem Durchschnitt, die der Poeten- hochmuth bisher vernachlässigt hatte, weil sie trivial waren, Wurzeln hatten und fleckige Röcke trugen. Schon waren dem Novellisten in dieser engen Welt, die ihm fremd war und die er deshalb neugieriger als der Eingeborene durch- forschte, Prachtgestalten gelungen, wie der traurige Held des „Mantels“; jetzt sollte er den Rahmen weiter spannen und Puschkin, der immer hilfreiche, gab ihm den Stoff zum „Revisor“ und zu den „Toten Seelen“. An beiden Werken hat Cervantes, den schon der zwanzigjährige Tschinownik leidenschaftlich liebte, unsichtbar mitgearbeitet; die tief sinnige Menschlichkeit, die wir im Don Quijote mit immer erneuter Freude bewundern, regt sich auch hier, nicht richtend, nur suchend, und in einer phantastisch verzerrten Welt mischt ein blickblanker Spott sich mit wehem Schluchzen zu niemals und nirgends versagendem Zauber.

Als der „Revisor“ nach langer Pause wieder auf einer deutschen Bühne erschien, wurde er mit hellem Jubel begrüßt, wie eine lustige Posse, die gegen die Beamtenkorruption im Zarenreich klatschende Streiche führt, und eine wohl- weise Kritik hatte diesem Urtheil kaum etwas Wesentliches hinzuzufügen. So ganz einfach liegt die Sache nun doch vielleicht nicht. Als Theaterstück wiegt Gogols Komödie nicht schwer und als satirische Darstellung öffentlicher Sitten kann sie den Vergleich mit Figaros Hochzeit nicht vertragen; die Fabel ist arm und ohne Bewegung und die politische Satire dringt nicht bis zu den Wurzeln der Schäden. Zar Nikolaus hätte den Dichter auch gewiß nicht mit Geld unter- stützt (heimlich sogar, damit der Beschenkte die sichere Selbständigkeit nicht ver- liere), wenn das Stück so furchtbar gefährlich gewesen wäre. Das erste Schrift- denkmäl der russischen Sprache, eine bischöfliche Verordnung aus dem Jahre 1036, warnt die geistlichen und weltlichen Beamten schon vor der Bestechung und seitdem ist diese Warnung niemals verstummt; genügt hat sie freilich nicht. Vielleicht trägt die halborientalische Natur des Russen an der schweren Erkrankung des Staatsorganismus die Schuld, vielleicht muß der Despotis-

muß in einem Riesenreich durch Corruption gemildert werden: jedenfalls stimmt der Anblick der Beamten, die durch Trinkgelder ihre kargen Einkünfte vermehren, die Russen eher zu Heiterkeit als zu grimmer Empörung. Gogol aber war auch hier kein zürnender Richter, sondern ein mitleidiger Dichter; und er zeigt uns nicht verfrachtte Poffenungeheuer, sondern lebendige, schwache und in ihrer Schwäche verseuchte Menschen. Herr Chlestakow, der Petersburger der dreißiger Jahre, der ganz in Romanillusionen lebt und auf seinen erborgten Europäeraufpuß sehr stolz ist, lacht über diese armjälige Menschheit und nimmt lachend ihr Geld; aber der Dichter stimmt in dieses Lachen nicht ein und sein letzter, mitleidiger Seufzer gilt den schmählich Enttäuschten, die den Halschen bestochen haben. Die Leidensgeschichte des edlen Junkers aus La Mancha ist nicht eine „Sinnurtheil von“ oem geprüften Harten, „Wogdis“ „Araglomodor“ ist nicht ein derber politischer Schwank: sie ist das Bild einer Zeitstimmung, ein Panorama, das Menzel gemalt haben könnte und hinter dessen feinem Gestrichel ein unendlicher Horizont sich dehnt. Auf der Suche nach dem großrussischen Menschen war der „Revisor“ die erste Etape: so lebte, so verkam, so verängstete sich der Tschinownik, so bedrückte er den Schwachen und wedelte vor dem nur scheinbar Starken. Der Dichter hatte, nach eigenem Geständniß, das frohe Lachen schon damals verlernt, und als er sein Werk auf der Bühne sah, mochte sein Empfinden dem wohl sehr ähnlich sein, das Buschkin, nach der Lecture der Toten Seelen, ausrufen ließ: „Gott, wie namenlos traurig ist doch unser Rußland!“ Sehr ähnlich dem, das aus Nekrassows Versen freisicht.

Nikolai Wassiljewitsch Gogol hat das verlorene Lachen nicht wiedergefunden. Er sah den russischen Menschen, sah ihn in jeder Gestalt: und überall vernahm er das Stöhnen und Wehzen eines verlöschenden Lebens. Der russische Mensch schien ihm gut, für ein friedliches Glück ganz geschaffen und doch zermorscht unter dem lastenden Druck der Verhältnisse, der unabänderlichen. Das Altheilmittel der Liberalen hatte der zärtliche Steppensohn nicht in der Tasche und sein gebrochener Wille bewahrte kaum noch ein schwaches Erinnerung an den gewalthätigen Räubergeist der Ahnen vom fernen Dnjepr. Er war ausgezogen, um einer Menschheit poetische Tröstung zu bringen, und mußte mit leeren Händen nun an dem Strohlager der Leidenden stehen und erkennen, daß ihnen vor dem Dämmern eines neuen Morgens keine Hilfe zu bringen war. Die Ruglosigkeit seines Thuns, das bange Gefühl, nur tote Literatur zu schaffen, zehrte an dem schwächlichen Manne, der mit seiner Arbeit auch künstlerisch niemals zufrieden wurde und der sich an dem Mühen um Frische und Fülle des Ausdruckes gerrieb. Der Gedankenkreis der Evangelien bot ihm

den einzigen Trost: er ging den Weg, den nach ihm Dostojewskij und Tolstoi beschritten, und wurde der Stifter der slavischen Mitleidensreligion. Als er von der Pilgerfahrt nach Jerusalem ins Vaterland heimgekehrt war und von den Rationalisten als halbirter Mystiker verspottet wurde, schrieb er in seine Bekenntnisse den Satz: „Ich habe das Leben aufmerksam verfolgt, das Leben in seiner grausamen Wirklichkeit, nicht in Träumen der Einbildung, und ich bin so zu Dem gelangt, der allein die Quelle des Lebens ist.“ Die ganze Geschichte der russischen Dichtung ist in diese paar Worte zusammengedrängt, — und vielleicht die Geschichte aller modernen Dichtung, die vom Prometheus-troß immer zu Faustens Puppenstand führt und vom Venusberg zum Karfreitagsszauber. In der Romantikerzeit gehts allenfalls noch mit der frechen Losung *Ni dieu ni maître*; aus der Betrachtung der grauen Wirklichkeit aber sehnt sich das vom Jammer verstörte Auge in höhere Lüfte und das alte Menschenbedürfnis nach himmlischem Trost wird wieder wach. Der arme Enkel der Saporoger verlor im traurigen Dunkel des Zarenreiches das Lachen und lernte dafür das christliche Lieben. Großrußland erdrückte ihn; und dem Typhus, der den Dreiundvierzigjährigen hinwegnahm, blieb nicht mehr viel Arbeit. Er selbst aber, der sich zerquälte, weil er dem Nächsten nicht wirksamen Trost finden konnte, starb nicht ungetröstet und den letzten Blick, der im Gewöl den Erlöser suchte, durfte die Hoffnung verklären, daß er in seinem Volk als der Erste unter den Mitleidigen fortleben werde, als der Revisor des weltgeschichtlichen Dichterprozesses, der die Großen ohne Erbarmen entthronte und dem Gewimmel der Kleinen den Eingang ins Himmelreich der Dichtung nicht mehr verschloß.

Nicht ungetröstet starb er. Dreiundvierzigjährig erst; und schon ein erschöpfter Mann. Auch ein fast vergessener. Die Hofgunst war ihm entzogen; der Gouverneur von Moskau erhielt auf dem Dienstweg eine Rüge, weil er mit allen Orden hinter dem Sarg des Dichters bis an die Gruft geschritten war; und Turgenev wurde auf sein Landgut verbannt, weil er in einem Offenen Brief Nikolai Wassiljewitsch einen großen Mann genannt hatte. Nun, nach hundert Jahren, huldigt ihm Rußland, dem er eine Dichtung aus kaum noch gedüngtem Boden gestampft hat; huldigt ihm eine Welt, die ihm, mehr als irgend einem Anderen, die Erkenntnis des russischen Islam zu danken hat: die Erkenntnis einer vorher unentdeckten Menschheitsprovinz. Der Kosak hat Großrußland erobert und die Europäer das Genie Großrußlands empfinden gelehrt. In hellen und dunklen Stunden denkt das Volk der schwarzen Erde, der Steppe, der Wolgaufer seines Dichters. Und in der Geschichte der Weltliteratur lebt er, als ein Sämann und Ahn, und seines Wirkens Spur ist nicht wegzuwischen. M. H.

Max Ulrich & Co., Kommanditgesellschaft auf Aktien.

Berlin SW 11, Königgrätzerstrasse 45

Fernsprecher: Amt VI, 675 und 875. Telegramme: Ulrichs.
Reichsbank-Giro-Konto.

Bergwerksunternehmungen.



MURATTI



Tausende von klugen Köpfen und fleissigen Händen arbeiten täglich an der Verbesserung des Salamander-Stiefels. Er gilt mit Fug und Recht als das hervorragendste Erzeugnis der deutschen Schuhindustrie. —

Fordern Sie Musterbuch H.

Salamander

Schuhges. m. b. H.

Einheitspreis M. 12.50

Luxus-Ausführung M. 16.50

Berlin W. 8, Friedrichstr. 182

Stuttgart — Wien I — Zürich

Eigene Geschäfte in den meisten Grossstädten.

Wer Geld an Aktien, Kuxen, **verloren hat**
Bohranteilen od. dergl.

od. zu verlieren befürchtet, wende sich zwecks Wiedererlangung od. Schutzes an das

Institut für Finanz und Rechtshülfe

Berlin W., Alvenslebenstr. 12 a, Ecke Bülowstrasse

Amt 6, 1794.

Sprechstunden 9—10^{1/2} 4—5.

Schnellste, diskreteste und gewissenhafteste Erledigung. Nähere Auskünfte kostenlos.



Prof. Dr. Schleich's

hygienische und kosmetische Präparate.
**Zur Haut- u. Schönheits-
pflege unübertrefflich.**
Für die Kinderstube unentbehrlich.

Wachspasta Dose von Mk. 1.30 an.

Wachspasta-Seife per Stck. Mk. 1.—

Haushaltungspackung 6 Stck. Mk. 2.70

Kosmet. Hautcrème Tube 60 Pl. u. 1.— Mk.

Wachsmarmor-Seife

1/2 Kilo 80 Pl., 1 Kilo Mk. 1.50 und Mk. 1.75.
Erhältlich in Apotheken, Drogerien, Parfümerien

Berliner-Theater-Anzeigen

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr.

Donnerwetter — tadello!Grosse Jahres-Revue in 1 Vorspiel u. 9 Bild
v. Jul. Freund. Musik von Paul Lincke.**Chat noir**

Friedrichstr. 165 Ecke Behrenstr.

Dir. R. Nelson. Tgl. 11—2 Uhr Nachts.

Gastspiel Theodor**Francke**

und das neue Programm!

Victoria-Café

Unter den Linden 46

Größtes Café der Residenz**Sehenswert.****Unterhaltungs-Restaurant Wien-Berlin**

Berlin W., Jägerstrasse 63a.

Leitung: Fritz Dreher.

Elegantes Familien-Restaurant.**Restaurant und Bar Riche**

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

— Treffpunkt der vornehmen Welt —

Die ganze Nacht geöffnet.

Künstler-Doppel-Konzerte.**Aktiengesellschaft für Grundbesitzverwertung**

SW. 11, Königgrätzer Strasse 45 pt. Amt VI, 6095.

— Terrains, Baustellen, Parzellierungen. —**I. u. II. Hypotheken, Baugelder, bebauete Grundstücke.****— Sorgsame fachmännische Bearbeitung. —****Ehe-** schliessungen **England**rechtsgültige, im
Prosp. Nr. 1; verschlossen 50 Pfg**Hock & Co., London, E. C. Queenstr 93/94.****Gebrüder-****Herrnfeld-****Theater.** Vorverk. 11-2 Uhr.**57, Kommandantenstr. 57****Die beiden Bindelbands**

Ferner: „Internationale Künstler-Revue“.

Arkadia Behrenstr. 55-57**Reunions: Sonntag, Mittwoch, Freitag**Im neuerbauten Jägerstr. 63a „**Moulin rouge**“**Reunions: Montag, Dienstag, Donnerstag, Sonnabend****Verfasser**von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitte
wir, zwecks Unterbreitung eines vorbehaltslos-
Vorschlages hinsichtlich Publikation ihrer
Werke in Buchform, sich mit uns in Ver-
bindung zu setzen.21/22 Johann-Georgstr. Berlin-Halensee,
Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand).

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zeile 1,00 Mk.

Zur gefl. Beachtung!Unserer heutigen Nummer ist ein Sonder-Prospekt beigegeben der Verlagsbuch-
handlung Arwed Strauch in Leipzig über das epochen-machende Werk**Genesis. Das Gesetz der Zeugung.**Beiträge zur menschlichen Entwicklungslehre von Prof. G. Herman,
indem das hochinteressante Thema über das ganze Geschlechtsleben der
Menschen und ihre Fortpflanzung in decenten Ausführungen behandelt wird. Es dürfte
niemand gehen, der den Ausführungen des ersten Verfassers nicht mit wahrer Befriedigung
und hohem Genuße bis zum Ende folgen wird. Wir empfehlen deshalb das Aufklärungs-
werk zum Studium angelegentlichst.

Cabinet-Comet
Graeger
Sect
 Gold & Silber
 Zu beziehen durch
 die Weinhandlungen
Carl Graeger
 Sect-Kellerei
 Hochheim a. M.



„Welt-Detektiv“

Preis Berlin 75, Leipzigerstr. 107 Cl.
 Ecke Friedrichsstra-ße. Tel. I. 3571.
Beobachtungen, Ermittlungen in allen Vor-
 kommen und Privatsachen, **Überall!**
Auskünfte üb. Vorleben, Lebens-
 weise, Rut, Charakter,
 Vermögen, Einkommen, Gesundheit usw. von
 Personen an allen Plätzen der Erde. Diskret.

• Hetaera-Krema •

(Name ges. gesch.)
 Nur für Teint, à Tube 60 Pfg.
Hetaera-Hand-Krema
 nur für Handpflege (u. Wundsein) à Dose 23 Pf.
 Chem. Laborat. Hetaera, Dresden 10.

Die Philosophie des Imperialismus.

Von Erneste Seillière u.
 I. Apollo oder Dionysos. Kritische Studie
 über Friedrich Nietzsche. 317 Seiten.
 II. Der Demokratische Imperialismus.
 Rousseau — Proudhon — Kari Marx. 447 Seit.
 III. Die Romantische Krankheit.
 Fourier — Stendhal (Styke). 455 Seiten.
 Jeder Bd. M. 7.—, Lubd. M. 8.50, Htz. M. 9.—.
 In 2. Auflage — 1908 — erschien auch
Hermaphroditismus und Zeugungsunfähigkeit.
 Eine Darstellg. d. Missbildungen d. menschl.
 Geschlechtsorgane. Von Prof. Cesare Taruffi-
 Bologna. Mit 40 interess. Abbildungen.
 417 Seiten M. 10.—, Origbd. M. 12.—.
 Ausführliche Verzeichnisse üb. kultur-
 und sittengeschichtl. Werke gratis u. franko.
 H. Baredorf, Berlin W. 30, Kurfürstendamm 56.

Niederdeutsche Bank

Kommanditgesellschaft auf Aktien

Grundkapital 8 000 000 M.

Telephon
 281, 282, 283, 284, 285

Dortmund.

Telegr.
 Kommanditbank.

Ausführung aller in das Bankfach einschlagenden Geschäfte

unter kulantem Bedingungen, insbesondere:

Eröffnung laufender Rechnungen mit und ohne Kreditgewährung,
 An- und Verkauf von Aktien jeder Art, Kuxen und Obligationen,
 sowie Beileihung derselben. Annahme von Spar- und Giroein-
 lagen. Kreditbriefe für In- und Auslandsreisen.

Ständige Vertretung an den Industriebörsen Düsseldorf, Essen-Ruhr, Hannover.

Ausführliche Kurszettel für Kuxen und unnotierte Aktien und Obligationen stehen
 Interessenten auf Wunsch kostenfrei regelmässig Mittwochs zur Verfügung. —
 Unsere Filiale in **Osnabrück** betreibt als Spezialität die Erfeldigung amerikani-
 scher Erbschaftsangelegenheiten sowie Auszahlungen in Amerika.



Vereinigung der Kunstfreunde

Berlin W., Markgrafenstraße 57,

versendet umsonst und kostenfrei

Illustrierten Katalog

über farbige Wiedergaben nach Gemälden aus Kaiserlichem Besitze, der Königlichen National-Galerie u. aus vielen anderen Museen.

Sanatorium von Zimmermannsche Stiftung Chemnitz.

Diät milde Wasserkur, elektrische und Lichtbehandlung, seelische Beeinflussung, Zanderinstitut, Röntgenbestrahlung, d'Arsonvalisation, heizbare Winterluftbäder, behagliche Zimmereinrichtung. Behandlung aller heilbarer Kranken, ausgenommen ansteckende und Geisteskranke.

Illustrierte Prospekte frei.

Chefarzt **Dr. Loebell.**

Aktiengesellschaft für Asphaltierung und Dachbedeckung vormals Johannes Jeserich. Bilanz pro 31. Dezember 1908.

Aktiva.		fl.	ct.
An Grundstücks- und Gebäude-Conto	1 319 651	44	—
• Maschinen-Conto	157 551	11	—
• Geschäfts-Utililien, Pferde- und Wagen-Conto	47 924	46	—
• Kontor-Utililien-Conto	1	—	—
• Maschinen-u. Geschäfts-Utililien-Erneuerungs-Conto	1	—	—
• Patent-Conto	1	—	—
• Bahngelbts-Conto	1	—	—
• Bau-Conto	6 518	32	—
• Assekuranz-Conto	21 183	60	—
• Cassa-Conto	39 964	35	—
• Cambio-Conto	42 320	63	—
• Effekten-Conto	254 637	09	—
• Conto-Corrent-Conto	1 102 790	13	—
• Aval-Conto	624 700	—	—
• Inventar-Conto	784 337	29	—
	4 401 582	42	—
Passiva.		fl.	ct.
Per Aktienkapital-Conto	2 350 000	—	—
• 4% Prioritäten-Anleihe-Cto.	317 000	—	—
• 4% Prior.-Anl.-Zins-Cto.	1 450	—	—
• 4% Prior.-Anl.-Tilg.-Cto.	9 500	—	—
• Vorzugs-Dividenden-Conto	50	—	—
• Reservefonds-Conto	235 000	—	—
• Spezial-Reserve-Conto	53 551	93	—
• Strassengarantie - Reserve - Conto	300 000	—	—
• Debitkredite-Conto	41 446	72	—
• Conto-Corrent-Conto	195 251	74	—
• Aval-Conto	624 700	—	—
• Gewinn- und Verlust-Conto	273 622	03	—
	4 401 582	22	—

Bilanz am 31. Dezember 1908.

Aktiva.		fl.	ct.
Grundstücks-Conto Stahnsdorf	5 716 916	49	—
Hypotheken-Conto	902 200	—	—
Kassa-Conto	1 728 24	—	—
Conto p.o. Diverse	41 546	92	—
Utililien-Conto	1	—	—
	8 752 322	41	—
Passiva.		fl.	ct.
Aktien-Kapital-Conto	6 439 200	—	—
Hypotheken-Schulden-Conto	25 000	—	—
Conto pro Diverse	107 485	45	—
Reservefonds-Conto	16 720	67	—
Grundst. - Verkaufs-Reserve-Cto.	2 100	—	—
Gewinn- und Verlust-Conto	161 876	43	—
	7 752 322	55	—

Stahnsdorfer Terrain-Aktien-gesellschaft am Teltowkanal.

Meyer's Grosses Konversations-Lexikon

6. Auflage. 20 Bände. 230 Mk.
Ein unentbehrlich, Nachschlage-
buch des allgemeinen Wissens,
wird komplett und franko gegen
5 Mark Monatsrate geliefert.
Probeheft gratis.

Herm. Meusser, Buchhandlg.
Berlin W35 b, Steglitzerstr. 53.



Simplizissimus

Jahrgänge 1—31 gebunden. (1 u. 2 unvoll-
ständig) zu verkaufen. Anfragen unt. 2567 be-
ford. Verlag der Zukunft, Berlin SW. 48.

Elektrizität als Naturheilmittel.

Jedermann, dem an seiner Gesundheit etwas gelegen ist, ist verpflichtet, sich darüber zu orientieren, was Elektrizität, dieses wirksamste und vielseitigste Naturheilmittel, zu leisten imstande ist. Sie treibt den stets nach Gesundheit strebenden Organismus zur natürlichen Heilung an und verleiht ihm die hierzu nötige Kraft. Jedermann kann sich ihrer bedienen, denn sie ist billig, bequem und leicht zu handhaben. Dieses vorzügliche Buch ist an der Hand der ersten deutschen Autoritäten allgemein verständlich verfasst und sollte von allen Leidenden gelesen werden. Zusendung erfolgt gratis.

Verlag v. Köster & Co. G.m.b.H., Frankfurt a. Main Nr. 30.

Commerz- und Disconto-Bank.

Bilanz für das 39. Geschäftsjahr, abgeschlossen
am 31. Dezember 1908.

Aktiva.

Kasse, Sorten und Zinsscheine.....	14 303 641,45
Wechsel und kurzfristige Schatzanweisungen	69 238 852,12
Guthaben bei Banken und Bankiers	17 373 649,01
Repertois und Lombards	44 139 973,67
Vorschüsse auf Waren und Warenverschüßungen.....	19 626 015,18
Eigene Wertpapiere	33 396 436,51
Konsortialbeteiligungen.....	12 135 970,49
Darlehensbeteiligungen bei anderen Bankinstituten und Bankfirmen	10 067 678,40
Debitoren in laufender Rechnung (davon unged. M 30 495 100,54)	141 201 888,77
ausserdem Avaldebitoren M 16 524 313,09	
Bankgebäude und Inventar in Hamburg, Berlin und Kiel	M 6 847 000,—
abzüglich Hypotheken.....	150 000,—
Sonstige Grundstücke.....	M 3 739 100,—
abzüglich Hypotheken	1 500 000,—
	M 370 440 011,80

Passiva.

Aktienkapital.....	85 000 000,—
Reservefonds I	8 500 000,—
Reservefonds II	4 201 555,—
Kreditoren in laufender Rechnung	131 108 678,—
Depositengeelder	78 152 424,20
Akzept- und Schecks	57 129 766,78
ausserdem Avalverpflichtungen M 16 524 313,09	
Beamten-Pensions- und Unterstützungsfonds.....	906 092,09
Dividenden-Rückstände.....	12 027,50
Gewinn 1908	5 429 468,93
	M 370 440 011,80

Gewinn- u. Verlust-Rechnung per 31. Dezember 1908.

Ausgabe.

Unkosten.....	4 748 779,45
Steuern.....	558 520,35
Abschreibung auf zweifelhafte Forderungen	194 273,01
Abschreibung auf Bankgebäude und Inventar	415 481,31
Reingewinn für 1908	5 429 468,93
	M 11 346 529,18

Einnahme.

Gewinn-Vortrag von 1907.....	252 105,49
Zinsen.....	6 449 918,73
Provision.....	3 671 625,10
Gewinn auf Wertpapiere und Konsortialbeteiligungen	319 907,63
Kursgewinn auf Wechsel.....	3 0 066,96
Kursgewinn auf Sorten und Zinsscheine	93 007,27
	M 11 346 529,18

Hamburg, den 25. März 1909.

Der Vorstand.

Bestellungen
auf die

Einbanddecke

zum 66. Bande der „Zukunft“
(Nr. 14—26. II. Quartal des XVII. Jahrgangs),
elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Pressung etc. zum
Preis von Mark 1.50 werden von jeder Buchhandlung od. direkt
vom Verlag der Zukunft, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3a
entgegengenommen.

MORPHIUMEntwöhnung absolut zwang-
los und ohne Entbehrungs-
scheinung. (Ohne Spritze.)**Dr. F. Müller's Schloss Rheinblick, Bad Godesberg a. Rh.**Modernstes Spezialsanatorium.
Aller Comfort. Familienleben.
Prosp. frei. Zwanglos. Entwöhn. v.**ALKOHOL****Chiemsee-Sanatorium**
bei **Prien**

Tour: München-Salzburg.

Hautl. Rang. f. physik.-diätet. Therapie.
Spezialbehandlg. v. Hals-, Nasen-
Brustleiden, Asthma, (ausgeschl.
Tuberkulose u. Anstoss erreg. Leiden).
Herrliche geschützte Lage gegenüb.
dem Kgl. Schlosse Herren-Chiemsee,
an Wald, See u. Hochgebirge. 540 M.
ü. d. M. Rasen-, Berg- u. Wassersport.Modernste Bäder u. elektr. Einrichtungen. Inhalatorien, Röntgen-
laborat. 3000 qm gr. See-Badebassin, Luft- u. Sonnenbäder. Gym-
nastik, Massage, (für Frauenleiden Thure-Brandt-Mass.) Diätetik
für Nerven- u. Stoffwechselkranke. Aller Comfort. Beste Ge-
legenheit, die Kur mit einer Reise nach Tirol, bayr. Alpen zu ver-
binden. Dir. Arzt Dr. Dietrich.

Prospekt-Album frei.

Wegen des milden, voralp. Klimas zu Frühjahrskuren,
z. Nachkur u. f. Erholungsbedürftige besond. geeignet.**Vergnügungs- u. Erholungs-
Reisen zur See****Seinfahrt
vom Mittelmeer**Abfahrt von Triest 25. April.
Reisezeit 20 Tage. Über-
wint. von Tri. 200 an abf.**Nordlandfahrten**Fast Nordlandfahrten ab
Stockholm 18. Juli, 2. und
17. August. Zwischenwien-
den. Nordlandfahrt nach
Helsinki 20. August.
4. Sept. Stockholm 24. Sept.
Reisezeit von Tri. 200 an
abwärt.**Nordlandfahrten**Reisezeit nach Stockholm
ab Stockholm 8. Juli. Reise-
zeit 20 Tage. Reisezeit
von Tri. 200 an abwärts.
Reisezeit nach Helsinki
1. August. Reisezeit nach
Helsinki 20. Sept.
Reisezeit von Tri. 200 an
abwärts.**2 Vergnügungsfahrten
nach den
Nord-Hauptstädten**20. Juni abf. nach
2. September. Reisezeit
20. Sept. 10 Tage. Reisezeit
von Tri. 200 an abwärts.Wies. Bäder enthalten die Reisezeit.
Hamburg-Amerika Linie, Hamburg.
Abteilung Vergnügungsfahrten.

Mal-Kah Cigaretten vorzüglich!



BEI GICHT, RHEUMA, ISCHIAS, EXSUDATE

Wegen milder Witterung besonders für
Frühjahrs- u. Sommerkuren empfohlen.

Auskunft und Prospekte durch das Reisebureau
Hungaria-Germania Verkehrsges. m. b. H.

Berlin W., Friedrichstrasse 73.

Fahrkarten-Ausgabe der Königl. ungarischen Staatsbahnen.

Wie gewinnt man

neue Lebensfreude? oder das Sexual-Nerven-System des Menschen und dessen Aufrechterhaltung und Kräftigung durch ein erprobtes Verfahren. Broschüre von Dr. Pöche geg. 25 Pf. frei. **Gustav Engel,** Berlin W. 150, Potsdamerstrasse 131.

≡ Harmonium ≡

das seelen- und gemütvollste aller Haus-Instrumente, kann Jedermann ohne Vorkenntnisse sofort 4stimmig spielen mit dem neuen Spielapparat „**Harmonista**“, Preis mit Heft von 20 Stücken 30 Mk.

Illustrierte Harmonium-Kataloge und Prospekt über Spielapparat bitte gratis zu verlangen von

Aloys Maier, Königl. Hoflieferant, Fulda.

Dr. Ziegelroth

früher Zellendorf.

Krummhübel

Riesengebirge

Sanatorium

und Erholungsheim.

Literarischen Erfolg

ermöglicht bek. Buchverlag. Uebernimmt lit. Werke aller Art m. Kostenbet. Günstigste Bedingungen, Angebote unter K. 1165 an **Haasenstein & Vogler A.-G., Leipzig.**

Photograph. Apparate

Neueste Modelle mit erstklassiger Optik renommierter optischer Firmen zu Original-Preisen. **Moderne Schnellfocus-Cameras. Bequemste Teilzahlung** ohne jede Preisermäßigung. **Binocles und Ferngläser.** Illustrierte Kataloge kostenfrei.

Schoenfeldt & Co.

(Inhaber Hermann Roscher)

Berlin SW., Schöneberger Str. 9.

Herbst- u. Winterkuren

Im herrlichen Zäckental!

Wohnung, Verpflegung, Bad u. Arzt
pr. Tag von M. 10. - ab.

„Sanatorium Zäckental“

(Camphausen)

Bahnlinie Warmbrunn-Schreiberhau, Tg. 27.

Petersdorf im Riesengebirge

(Bahnhofsstation)

für chronische innere Erkrankungen, nervösen, rheumatischen u. Rekonvaleszenten-Zustände. Diätetische, Brunnen- u. Entziehungskuren.

Für Erholungssuchende, Wintersport.

Nach allen Errungenschaften der

Neuzeit eingerichtet. Windgeschützte,

nebelfreie, malerische Höhenlage.

Seehöhe 450 m. Ganzes Jahr besucht.

Näheres die Administration in

Berlin SW., Blocherstrasse 119.

Inseraten-
Annahme für „Die Zukunft“ durch den Verlag der Zukunft Berlin, Wilhelmstrasse 3a
sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditoren.

Passage-Kaufhaus

Friedrichstr. 110-112

BERLIN. Oranienburgerstr. 54-56 a

Frühjahrs-Neuheiten

Damen-Konfektion ☞ ☞ ☞

Damen-Hüte ☞ ☞ ☞ ☞ ☞

Herren-Konfektion ☞ ☞ ☞

(Eigene Maass-Ateliers)

Herren-Hüte (Mayser-Hüte)

Handschuhe ☞ ☞ ☞ ☞ ☞

Schuhwaren ☞ ☞ ☞ ☞ ☞

Herren- u. Damenschirme

u. s. w.

Beste Qualitäten.

Billigste Preise.

Zum Umzug:

Möbel- und Wohnungs-Einrichtungen
Gardinen, Teppiche, Wirtschafts-Artikel